1,60 DM / Band 18
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

BASTEI

Neuer Roman

Tony Ballard

Die Horror-Serie von A.F. Morland



Der Schatz der toten Seelen

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 90



Der Schatz der toten Seelen

Tony Ballard Nr. 18

Teil 1/3

von A.F.Morland

erschienen am 27.05.1983

Der Schatz der toten Seelen

Ich werde nie vergessen, was auf uns alles einstürmte, als wir uns in das schottische Fischerdorf Cullkirk begaben. Wir rechneten mit keinem Angriff der schwarzen Macht, wollten nur Cullkirks achthundertsten Geburtstag feiern. Doch die Hölle schlief nicht. Und was dann passierte, stellte alles bisher Dagewesene weit in den Schatten…

Er gehörte zu denen, die existierten, um zu verlieren: Cruv, der häßliche Gnom mit dem Dreizack. Kaum einer seiner Artgenossen starb eines natürlichen Todes, denn die Gefahren in der Prä-Welt Coor waren mannigfaltig. Sie alle zu überstehen, war für einen Gnom so gut wie unmöglich.

Sie führten ein Leben auf Abruf, konnte man sagen, waren Einzelgänger und Nomaden, ohne festen Wohnsitz, häufig ohne Familie – deshalb war wohl auch der Tag nicht mehr fern, an dem es keine Gnome mehr auf Coor geben würde.

Cruv war müde. Er hob den Blick zum Himmel und seufzte gequält. Eine ganze Woche lang hatten ihn drei Riesenschlangen gejagt. Mit List und Tücke hatten sie ihm Fallen gestellt, und er konnte kaum begreifen, daß es ihm gelungen war, ihnen zu entkommen.

Eine Schlange hatte er sogar getötet, woraufhin die beiden anderen etwas vorsichtiger wurden und ihn nicht mehr als ganz leichte Beute betrachteten. Dennoch – für ihn grenzte es an ein Wunder, daß er noch am Leben war.

Cruv war ein häßliches Wesen mit krummen, stämmigen Beinen und von breiter, muskulöser, gedrungener Gestalt. Obwohl er noch relativ jung war, wies sein Gesicht einige tiefe Furchen auf.

Sein Haar war gewellt, und er trug nichts weiter als einen braunen Lederlendenschurz. Seine Haut glänzte, als wäre sie dick mit Öl bestrichen.

Der Himmel war düster. Cruv befürchtete, es könnte ein Gewitter geben. Er hatte keine Angst vor dem Regen, wohl aber vor den Blitzen, denn auch sie waren allen Gnomen feindlich gesinnt – und viele von Cruvs Volk waren von Blitzen schon erschlagen worden.

Hoch ragte vor dem Gnom die Wand eines dichten, verfilzten Waldes auf. Knorrige Bäume. Starke Äste. Schlingpflanzen. Fette, dunkelgrüne Blätter.

Und fleischfressende Pflanzen, vor denen sich Cruv würde besonders in acht nehmen müssen, sobald er den Wald betrat.

Der Gnom umklammerte den Schaft seines Dreizacks fester und setzte seinen Weg fort. Es gab Tage, da haßte er Coor, diese gefahrvolle Welt zwischen den Dimensionen, und er fragte sich, warum er ausgerechnet als Gnom auf diese Welt gekommen war.

Als Gejagter – von Anfang an.

Als Verlierer.

Futter für die Ungeheuer und wilden Tiere, die hier lebten.

Nahrung für hungrige Pflanzen. Opferlamm für Magier und schwarze Wesen. Manchmal, an düsteren Tagen wie diesem, stellte er sich sein Ende vor. Egal, welche Gefahr ihm zum Verhängnis werden sollte, er würde sich nicht kampflos in sein Schicksal fügen.

Vielleicht gelang es ihm aber auch, einer der wenigen Gnome zu

werden, die irgendwann einmal an Altersschwäche in das Reich der Toten eingingen. Er versuchte sich die Chancen dafür auszurechnen, konnte jedoch zu keinem Ergebnis kommen, denn es gab dabei zu viele Unbekannte. Hinter jedem Baum, jedem Strauch, jedem Felsen konnte eine tödliche Gefahr lauern.

Jeder Tag konnte sein letzter sein. Es war ein miserables Leben, das Cruv zu führen gezwungen war, aber er hing trotzdem daran und wollte es nicht verlieren.

Mit seinen kurzen Beinen strebte er auf den dichten, finsteren Wald zu. Leise rauschten die Blätter. Äste und Zweige bewegten sich sanft. Der gesamte Wald schien nach einer unhörbaren Geistermelodie hin und her zu schwingen.

Cruv trat in den Schatten der ersten Bäume. Ein schmaler Pfad schlängelte sich in den Wald hinein. Um die Brust des Gnoms schien sich ein eiserner Ring zu legen, und sein Herz schlug ein wenig schneller, als er seinen Fuß in den unheimlichen Wald setzte.

Er fühlte sich beobachtet, und er wußte, daß das nicht bloß Einbildung war. Gespannt hielt er Ausschau nach Feinden, doch sie verbargen sich gut. Er konnte sie nicht sehen. Die drei Spitzen seines Speers nach vorn gerichtet, schritt Cruv den Pfad entlang.

Er versuchte auf jedes Geräusch zu achten.

Da lag ein Summen und Brummen in der Luft, ein Wispern, Raunen und Zischen. Der Wald schien auf eine geheimnisvolle Weise zu leben.

Cruv wandte sich um und schaute über die Schulter zurück. Er vernahm ein leises Knistern und das verräterische Rascheln von Laub. Sein Mißtrauen wuchs.

Hinter ihm war die Gefahr aber nicht.

Sie war vor ihm!

Etwas schob sich langsam, kaum erkennbar, über den Waldboden. Eine armdicke Schlingpflanze war es, der der Gnom eine willkommene Beute war. Einer Schlange gleich schob sich die graubraune Pflanze auf Cruv zu, drehte sich knapp vor ihm und bildete eine Schlinge, in die er treten würde, sobald er den nächsten Schritt machte.

Ahnungslos tat er ihn!

Sein Fuß setzte in der Mitte des Pflanzenkreises auf – und sofort reagierte der Feind. Blitzschnell zog sich die Schlinge zu. Es war, als würde eine große Hand hart zupacken.

Cruvs Kehle entrang sich ein erschrockener Schrei. Die Schlingpflanze riß ihn mit einem Ruck um. Er fiel auf den Rücken.

Der Aufprall war so hart, daß er den Dreizack verlor.

Ihm wurde angst und bange. Bestürzt versuchte er sich seine Waffe wiederzuholen. Die Pflanze schleifte ihn über den Boden, vom Dreizack weg.

Der Gnom streckte seinen kleinen Körper verzweifelt, und es gelang

ihm im allerletzten Augenblick, den Schaft seiner Waffe in die Hand zu kriegen.

Seine Finger krampften sich darum herum. Während er weiter über den Boden gezogen wurde, bäumte er sich auf. Steine hämmerten in seinen gedrungenen Leib. Dornen rissen ihm die Haut auf. Die Schlingpflanze ließ ihn nicht los.

Er krümmte sich, holte mit dem Dreizack aus und stach zu. Die drei Spitzen drangen in den armdicken Pflanzenarm, der wild hochzuckte.

Grüner Schleim quoll aus den Wunden, die Cruv dem Feind geschlagen hatte. Die Pflanze ließ den Gnom los und peitschte pfeifend durch die Luft.

Cruv erkannte seine Chance sogleich. Er sprang auf, wirbelte herum und ergriff die Flucht. Doch die verletzte Pflanze wollte ihn nicht entkommen lassen.

Der faserige Arm schnellte hinter ihm her und wickelte sich um seine Brust. Cruv stöhnte auf. Er wand sich wie ein Wurm, kämpfte um seine Freiheit, doch die Schlingpflanze hielt ihn unwiderstehlich fest.

Diesmal schleifte sie ihn nicht, sondern hob ihn hoch. Es sah aus, als wäre er von einem Elefantenrüssel gepackt worden – und nun befand er sich auf dem Weg zu dem Maul, das ihn verschlingen wollte.

Er sah es.

Gierig war es aufgerissen. Eine große violette Blüte, deren Rand gespickt war mit langen, dornenartigen weißen Zähnen. Der Kelch war tief. Ein Schlund, aus dem es kein Entrinnen gab. Wer da hineingeriet, der war verloren.

Über diesem vor Gier zitternden und zuckenden Maul sah Cruv ein schwarzes, starres Auge. Wie ein haßloderndes Höllenauge glotze es ihn an.

Du bist nicht mehr zu retten! schrie es in Cruv.

Seine arme Seele lehnte sich verzweifelt dagegen auf. Unzählige Gefahren hatte er – oft im allerletzten Moment – überstanden.

Sollte ihn das Glück nun verlassen haben? Mußte er in diesem gierig aufgerissenen Schlund sterben?

Der Pflanzenarm riß ihn darauf zu. Aus dem Blütenmaul blubberte etwas, das Ähnlichkeit mit Speichelbläschen hatte. Zäh tropfte der widerliche Pflanzengeifer auf den Boden. Mit besorgniserregender Schnelligkeit flog Cruv durch die Luft.

Er richtete den Dreizack auf das riesige Pflanzenmaul. Fest klemmte er ihr den Dreizack tief in den pulsierenden Rachen.

Die harten Blütenränder mit den spitzen, scharfen Zähnen klappten zusammen. Doch Cruv befand sich nicht in dem violetten Maul. Er war noch draußen, spürte, wie die drei Spitzen seiner Waffe etwas Weiches durchstießen und wie ein heftiges Beben durch den Pflanzengegner ging – Sekunden später verfärbte sich die Blüte. Sie

wurde welk, verformte sich. Das Pflanzenmaul klaffte zuckend auf und gab den Dreizack frei. Der faserige Schlingarm verlor seine Kraft, fiel herab und ließ den Gnom los.

Cruv rollte über den Boden. Wie ein Gummiball federte er gleich wieder hoch und verfolgte, was mit der Todespflanze weiter passierte. Sie verformte sich noch mehr, bekam faulende Stellen, von denen ein bestialischer, ätzender Gestank ausging. Die Blätter wurden zu dampfendem Schleim, der rasch trocknete und krustig erstarrte.

Cruv wischte sich den Schweiß von der Stirn und atmete erleichtert auf. Diesmal war es sehr knapp gewesen. Er hatte schon nicht mehr geglaubt, mit dem Leben davonzukommen. Um so mehr freute er sich darüber, daß er die gefährliche Pflanze besiegt hatte.

Aber sie war nur eine von vielen Gefahren, die dieser Schreckenswald in sich barg. Würde Cruv eine davon zum Verhängnis werden?

***

Wir hatten einen neuen, großen Erfolg zu verbuchen. Es war uns gelungen, Ammorgh, den gefährlichen Geierdämon, und sein Gefolge unschädlich zu machen. Blackrock Hall, das schottische Schloß, war kein Stützpunkt des Bösen mehr, und das kleine Dorf Morglanssie hatte aufgehört, eine Menschenfalle zu sein.

Darüber hinaus war es Mr. Silver gelungen, Ammorghs Höllenschwert in seinen Besitz zu bringen. Hierbei handelt es sich um eine außergewöhnliche Waffe. Geschmiedet auf dem Amboß des Grauens, ausgestattet mit unvorstellbaren Kräften. Es bestand nicht aus Eisen, nicht aus Stahl, sondern aus einem Material, das es auf unserer Welt nicht gibt. [1]

Mr. Silver hatte vor einiger Zeit seine übernatürlichen Fähigkeiten verloren [2] die er sich gern wiederholen wollte. Es gab eine Möglichkeit, dieses Ziel zu erreichen.

Wir wußten von einem Tunnel der Kraft, der irgendwo in einer Dimensionsfalte verborgen war. In ihm konnten Dämonen und Ex-Dämonen, die ihre übernatürlichen Fähigkeiten eingebüßt hatten, wiedererstarken.

Aber der Weg dorthin sollte ungemein gefährlich sein. Angeblich wurde eine Art Auslese getroffen. Nur jene, die alle Gefahren meisterten, waren würdig, sich ihre verlorenen außergewöhnlichen Kräfte wiederzuholen. Alle andern blieben auf der Strecke.

Von rangniederen Dämonen, die Mr. Silver beschworen hatte, erfuhr er, daß sich seine Überlebenschancen wesentlich erhöhen würden, wenn er den Weg zum Tunnel der Kraft mit dem Höllenschwert antrat.

Aber die Sache hatte einen Haken: Das Höllenschwert führte ein gefährliches Eigenleben, und es war nicht gewillt, jedem zu dienen.

Man mußte es sich mit der Kraft seines Willens Untertan machen. Wenn einem dies nicht gelang, war man verloren. Das Schwert tötete jeden, der ihm geistig nicht gewachsen war.

Als Mr. Silver diese ungewöhnliche Waffe in die Hand nahm, rasten Fieberschauer durch seinen Körper. Wir wußten nicht, wie das Schwert reagieren würde. Konnte der Ex-Dämon die Willenskraft aufbringen, sich über das Höllenschwert zu stellen – oder würde sich die Waffe gegen ihn richten und ihn töten?

Bange Sekunden vertickten.

Und Mr. Silver schaffte es!

Ich wußte, daß mir das nie gelungen wäre. Er war eben doch – trotz der verlorenen übernatürlichen Fähigkeiten – immer noch um eine Kleinigkeit stärker als ich.

Ich war sehr stolz auf den sympathischen Hünen mit den Silberhaaren. Mit der Eroberung des Höllenschwerts war er der Wiedererlangung seiner außergewöhnlichen Fähigkeiten einen großen Schritt nähergekommen.

Noch wußten wir nicht, wo der Tunnel der Kraft verborgen war.

Aber wir waren zuversichtlich, daß wir ihn eines Tages finden würden.

Zur Zeit suchte ihn Mr. Silvers Freundin Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, die die Fähigkeit besaß, zwischen den Dimensionen hin und her zu pendeln.

Wir konnten nur hoffen, daß sie dabei sehr vorsichtig ans Werk ging, den Mago, der Schwarzmagier, der Jäger der abtrünnigen Hexen, setzte seit langem alles daran, sie zu kriegen.

Und Mago war nicht die einzige Gefahr, der Roxane auf ihrer Suche nach dem Tunnel der Kraft zum Opfer fallen konnte.

Ich hatte mit Mr. Silver vereinbart, daß er sich nicht allein auf den Weg zu jenem Tunnel machte, sobald wir wußten, wo er sich befand. Ich würde ihn begleiten und ihm den Rücken decken, wenn er sich mit dem Höllenschwert durch die Jenseitswelt kämpfte. Denn mit vereinten Kräften ist vieles besser zu erreichen…

Ammorgh, der Geierdämon, gehörte also der Vergangenheit an, und es war uns nicht nur gelungen, ihm das Höllenschwert abzunehmen, sondern außerdem noch zwei Menschen das Leben zu retten: Kate Gregory und ihr Onkel Hollis Waxman hätten jetzt nicht mehr gelebt, wenn wir ihnen nicht beigestanden wären.

Waxman war ein Geschäftsfreund meines Partners Tucker Peckinpah. Als der Höllengeier Kate Gregory auf sein Schloß holte, rief ihr entsetzter, verzweifelter Onkel den Geschäftsfreund Peckinpah in London an und bat ihn um Hilfe.

Und der Industrielle schickte mich, als ich von Gelsenkirchen zurückkam, wo ich gegen den Satanswolf gekämpft hatte, [3] gleich in

die Grampian Mountains weiter. Ich nahm Mr. Silver mit.

Und nun befanden wir uns in Waxmans Haus in dem kleinen schottischen Ort Tamcout, am Ufer des Loch Dombar.

Wir stießen auf den Erfolg an. Waxman und Mr. Silver mit altem goldenem Scotch, Kate Gregory mit rubinrotem Sherry, und ich – wie könnte es anders sein – mit grünlich-gelbem Pernod, dessen herrlicher Duft mir angenehm in die Nase stieg.

»Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll«, sagte Hollis Waxman zu uns.

Mr. Silver winkte großzügig ab. »Nicht der Rede wert, Mr. Waxman.«

»Sie haben Kate und mir das Leben gerettet.«

»Das ging in einem Aufwasch«, erwiderte der Ex-Dämon. »Wir mußten Ammorgh sowieso erledigen. Er hätte sich niemals freiwillig von seinem Schwert getrennt.« Der Hüne blickte zu der Waffe hinüber, die auf einem Stuhl lag und deren Klinge von innen heraus blitzende Reflexe produzierte.

Ich sah ihm an, wie froh er war, daß diese starke Waffe nun ihm gehörte, und ich war unendlich erleichtert darüber, daß es ihm gelungen war, dem eigenwilligen Schwert seine geistige Kraft aufzuzwingen. Hätte er das nicht geschafft, dann hätte er sich nun nicht mehr in unserer Mitte befunden. Es war ein großes Wagnis gewesen, das Höllenschwert in die Hand zu nehmen. Der Ex-Dämon hatte sehr viel Mut bewiesen, als er dies tat.

Mein Blick fiel auf das Telefon. »Darf ich Ihren Apparat benützen, Mr. Waxman?«

»Selbstverständlich. Ich möchte, daß Sie sich bei mir wie zu Hause fühlen, Mr. Ballard.«

»Danke.«

Ich rief London an. Tucker Peckinpah. Er saß bestimmt auf glühenden Kohlen. Der reiche Industrielle meldete sich auch sofort mit belegter Stimme.

»Es ist geschafft, Partner«, sagte ich.

»Tony!« Er schrie meinen Namen erfreut in mein Ohr.

»Ja, ich bin es wirklich«, sagte ich lachend.

»Sind Sie okay?«

»Ja, und Mr. Silver auch. Tut mir leid wegen des Hubschraubers.« Ammorghs Geier hatten uns angegriffen, als wir in der Mühle saßen und nach Blackrock Hall unterwegs waren.

Der Pilot mußte notlanden.

»Machen Sie sich deswegen keine Gedanken«, sagte Tucker Peckinpah. »Sie wissen ja, auf finanzieller Basis können mich die Dämonen nicht schmerzhaft treffen. Ich besitze Geld genug, um solche Verluste ohne mit der Wimper zu zucken wegstecken zu können. – Wie ist die Geschichte gelaufen? Erzählen Sie!«

Er bekam von mir einen lückenlosen Bericht, und er jubelte geradezu, als er erfuhr, daß auch Kate Gregory und Hollis Waxman wohlauf waren.

Er verlangte Waxman. Ich reichte den Hörer weiter, und Hollis Waxman meinte, er stünde nun tief in Peckinpahs Schuld, doch davon wollte der Industrielle ebensowenig wissen wie Mr. Silver und ich.

Wir helfen nicht, um uns jemanden zu verpflichten, sondern weil wir es uns zur Aufgabe gemacht haben, immer und überall gegen die schwarze Macht zu kämpfen, egal, in welcher Form sie in Erscheinung tritt.

Nach diesem Gespräch rief ich meine Freundin Vicky Bonney an.

Auch sie freute sich, zu hören, daß es uns gutging. Ich wiederholte fast wortgetreu, was ich Tucker Peckinpah berichtet hatte, und wollte anschließend wissen, ob sich Roxane inzwischen zu Hause gemeldet hatte.

»Nein«, sagte Vicky. »Machst du dir Sorgen um sie, Tony?«

»Nun, es wäre mir wohler, wenn ich wüßte, wo sie im Augenblick steckt und wie es ihr geht. Vielleicht braucht sie gerade in diesem Moment Hilfe.«

»Roxane ist ein mutiges, vorsichtiges Mädchen.«

»Das dennoch vor Schwierigkeiten niemals gefeit ist. Ich wollte, wir wären endlich wieder alle beisammen.«

»Oh, das ist ein Stichwort, bei dem ich sofort einhaken muß«, sagte meine blonde Freundin. »Vor zwei Stunden hat Frank Esslin angerufen.«

»Frank«, sagte ich und lächelte. »Wie geht's unserem guten alten Freund?«

Frank Esslin arbeitete für die WHO – die Weltgesundheitsorganisation. Sein Fachgebiet war die Tropenmedizin. Zu Hause war er in New York, aber da hielt er sich zur Zeit nicht auf, wie ich von Vicky Bonney erfuhr.

»Rat mal, von wo er angerufen hat, Tony«, sagte die blonde Schriftstellerin.

»Frank ist so viel auf Reisen… Wie soll ich da erraten, in welchem Winkel der Welt er gerade steckt?« gab ich zurück.

»Willst du's nicht wenigstens versuchen?«

»Na schön, wenn es dir Spaß macht. – Afrika?«

»Kalt.«

»Na hör mal, in Afrika ist es doch nicht kalt. – Asien?«

»Auch kalt.«

Ich wollte als nächstes Australien sagen, überlegte es mir aber und fragte: »Europa?«

»Warm«, sagte Vicky.

»England?«

»Wärmer«, sagte Vicky und lachte.
»Doch nicht etwa Schottland!«
»Heiß!« rief Vicky Bonney am anderen Ende des Drahtes.
Ich war überrascht. »Frank hält sich zur Zeit in Schottland auf?« fragte ich hastig. »Wo denn?«
»An der Oberküste. In einem kleinen Fischerdorf namens Cullkirk. Südlich von Montrose.«
»Was tut er denn da?« wollte ich wissen.
»Ein Kollege hat ihn eingeladen: Professor Dr. Marvin Nelson; er feiert seinen sechzigsten Geburtstag und wollte Frank unbedingt dabeihaben.«
»Kommt Frank anschließend auf ein paar Tage zu uns nach London?« fragte ich.
»Frank hatte eine bessere Idee.«
»So? Welche?«
»Bin neugierig, wie sie dir gefällt.«
»Schieß los«, verlangte ich.
»Cullkirk feiert in den nächsten Tagen sein achthundertjähriges Bestehen. Frank schlug vor, daß wir alle an dieser großen Feier teilnehmen – du, Silver, Lance Selby, seine neue Freundin Oda, Roxane und ich. Außer Roxane könnten wir alle kommen.«
Die Idee war wirklich nicht schlecht. Wenn sich schon mal eine solche Gelegenheit bot, sollten wir sie nützen. Bis Cullkirk waren es – Luftlinie – etwa hundert Kilometer. Vicky sagte, sie habe mit Lance und Oda bereits gesprochen. Die beiden, die in der Chichester Road neben uns wohnten, wären bereit gewesen, sich mit meiner Freundin nach Cullkirk zu begeben. Lance freute sich auf ein Wiedersehen mit Frank Esslin.
»Okay«, sagte ich und entschied damit gleich für Mr. Silver mit.
»Dann kehren wir morgen nicht nach London zurück, sondern fahren nach Cullkirk, wo ihr im Laufe des Tages zu uns stoßen werdet.«
»Ich freu' mich drauf, Tony.«
»Ich mich auch. Bis morgen also«, sagte ich und legte auf, nachdem ich einen Kuß durch den Draht geschickt hatte.
Cullkirk – ein Wiedersehen mit Frank Esslin, ein paar Tage Erholung, eine schöne Zeit, mit Freunden zusammen…
So stellte ich es mir vor. Aber es sollte anders kommen. Ganz anders!

***

Sein Name war Atax. Man nannte ihn die Seele des Teufels. Er war geschlechtslos und herrschte grausam über die Spiegelwelt.
Immer neue Teufeleien entsann er, um den Menschen das Leben zur Hölle zu machen.
Selbst trat er nicht allzu gern ins Rampenlicht. Er zog lieber im

verborgenen seine Fäden und verbreitete Angst und Schrecken auf der Erde. Viele unglückliche Menschen hatten durch ihn schon ihr Leben verloren.

Er hielt sich für unbesiegbar, und vielleicht war er das auch. Er sah aus wie ein grauenerregendes Ungeheuer. Sein transparenter Körper war mit violett schillernden Adern durchzogen. Er war ein zeitweilig spiegelndes Scheusal, das sein Aussehen nach Belieben verändern könnte.

Seit langem war ihm Tony Ballard, der Dämonenhasser, und dessen Team ein Dorn im Auge. Hin und wieder reizte es ihn, dem Dämonenjäger persönlich gegenüberzustehen, doch zumeist beherrschte er sich und schickte andere vor. Er befürchtete insgeheim, Tony Ballard könnte ihn durch Glück oder Zufall besiegen. Das hätte er zwar niemals zugegeben, aber es war so.

Als er grübelnd auf seinem Nebelthron saß und sich neue Bosheiten überlegte, die in der Lage waren, den Ruhm der Hölle zu vergrößern, trugen ihm schwarzmagische Geistfühler zu, was Tony Ballard mit seiner Freundin Vicky Bonney vereinbart hatte.

In Cullkirk wollten sie sich alle treffen.

Wunderbar! dachte Atax. Dann habe ich fast das gesamte Ballard-Team – bis auf Roxane und Vladek Rodensky – in diesem kleinen schottischen Fischerdorf beisammen.

Er sprang vom Nebelthron auf. Böse funkelten seine Augen, und er wußte schlagartig, was er als nächstes unternehmen würde…

***

Die Kratzwunden brannten wie Feuer. Cruv beachtete den Schmerz nicht. Vielleicht klingt es verrückt, aber der Gnom freute sich sogar darüber, denn wer Schmerzen empfindet, der lebt.

Grimmig blickte er auf die fleischfressende Pflanze, die er besiegt hatte. Er drückte den Schaft seines Dreizacks an seine Lippen und küßte ihn.

»Du bist mein Lebensretter. Ohne dich wäre ich unweigerlich verloren gewesen. Wir beide dürfen uns niemals trennen, denn an dem Tag, wo du mir nicht mehr zur Verfügung stehst, muß ich sterben.«

Cruv blies seinen Brustkorb auf. Er hatte von anderen Welten gehört, die weniger gefährlich waren als Coor. Aber wie gelangte man dorthin?

Cruv hätte Coor ohne Wehmut verlassen. Er hing nicht an dieser feindseligen Prä-Welt, in der es Saurier und Drachen, Monster und böse Zauberer gab.

Meine Heimat wäre da, wo es mir gut ginge, dachte er manchmal wehmütig. Aber er würde Coor wohl niemals verlassen können. Er würde weiterhin täglich um sein Leben kämpfen müssen – bis er eines

Tages diesen immerwährenden Kampf verlieren würde.

Er schüttelte sich. »Was für düstere Gedanken«, brummte er, »nachdem du doch eben erst einen großen Sieg errungen hast. Sollte dich das nicht fröhlich stimmen?«

Er setzte seinen Weg fort. Die Feindseligkeit des Waldes verdichtete sich spürbar. Aber Cruv mußte hier durch, denn jenseits dieses Waldes gab es zahlreiche größere und kleinere Höhlen, von denen ihm eine als Schlupfwinkel dienen sollte. Wenn er Glück hatte, würde er da eine Weile gefahrlos leben können.

Der Gnom ging an einem Busch vorbei, dessen Zweige und Blätter sich über den Pfad wölbten. Ihm fiel auf, wie die Blätter auf einmal zu zittern begannen.

Nichts Gutes ahnend stürmte er vorwärts. Die Blätter sonderten ein blutrotes Sekret ab, das auf den Pfad tropfte und tiefe Löcher in die Erde brannte.

Cruv ächzte. Wenn er nicht so prompt reagiert hätte, wären die roten Tropfen auf ihn gefallen und hätten sich wie eine tödliche Säure in seinen Körper gefressen. Er stellte sich die berechtigte Frage, wie lange ihm das Glück noch treu blieb. Wann würde es ihn verlassen?

Äste knackten. Der Gnom zuckte wie unter einem Peitschenhieb zusammen. Seine Augen verengten sich. Da bewegte sich jemand durch den verfilzten Wald. Aber nicht auf dem Pfad. Er schien stark genug zu sein, um sich seinen Weg durch das Dickicht bahnen zu können.

Cruv leckte sich nervös die Lippen. Er eilte weiter. Die Angst saß ihm im Nacken. Hinter ihm brach berstend und splitternd das Holz von Bäumen. Die Geräusche trieben den Gnom zu größter Eile an.

Er spürte, daß er verfolgt wurde, und lief, so schnell ihn seine kurzen krummen Beine tragen konnten.

Das war nicht ungefährlich. Es bestand die Möglichkeit, daß er vor einer Gefahr floh und in eine andere geriet.

Vor seinem Fuß brach der Waldboden auf. Die Wurzel eines Baumes krümmte sich hoch und brachte den Gnom zu Fall. Sofort bildete sich vor Cruv ein Schlammloch, in dem er versinken sollte.

Der Gnom streckte seinen gedrungenen Körper. Im Fallen stieß er den Dreizack weit nach vorn. Die drei Spitzen bohrten sich in feste Erde. Cruv riß sich vorwärts – und damit über das gefährliche Schlammloch hinweg. Damit war eine weitere Gefahr gemeistert. Doch Cruv spürte keine Erleichterung, denn die andere, größere Gefahr kam ihm immer näher.

Er sprang auf, riß den Dreizack aus dem Boden und eilte atemlos weiter. Er hatte ungefähr gewußt, welches Wagnis er auf sich nahm, wenn er den Wald betrat, und nun stellten sich die ersten Zweifel ein. War es richtig gewesen, dieses große Risiko einzugehen? Mußte ein

Gnom in diesem Zentrum des Grauens nicht auf der Strecke bleiben?

Es gab keinen anderen Weg zu den Höhlen. Man konnte den Wald nicht umgehen. Nur wer ihn durchquerte, erreichte die Höhlen.

Cruv sah sich gehetzt um. Büsche und Jungbäume bewegten sich, wurden mit großer Kraft auseinandergedrückt, abgebrochen oder entwurzelt.

Cruv war zu klein, um sehen zu können, welches Wesen sich da seinen Weg durch den dichten Wald bahnte. Ihm war nur klar, daß es zwischen ihm und diesem Wesen zu keiner Konfrontation kommen durfte, sonst war es endgültig vorbei mit ihm.

Ein Wesen?

Handelte es sich wirklich nur um ein Wesen? Gab es nicht mehrere davon? Dort bewegte sich doch auch etwas. Und gleich daneben wieder. Und links davon…

Dem Gnom schlotterten die Knie. Mehr und mehr kam der ganze Wald hinter ihm in Bewegung. Cruv rannte um sein Leben.

Er vermeinte hin und wieder etwas Braunes zwischen Zweigen und Blättern glänzen zu sehen.

Was war das?

Der Wald lichtete sich endlich ein wenig. Die Bäume standen nicht mehr so eng beisammen, Büsche und Sträucher wuchsen nur noch spärlich.

Vielleicht schaffst du es! dachte Cruv. Vielleicht gelingt es dir, mit heilen Knochen aus diesem Horrorwald zu kommen!

Dick glänzte der Schweiß auf dem Gesicht des häßlichen Gnoms. Er wieselte an den Bäumen vorbei, atmete mit aufgerissenem Mund, schien trotzdem nicht genug Luft zu kriegen.

War das die letzte Jagd in seinem Leben?

Ein seltsames Sirren lag auf einmal in der Luft. Es stoppte Cruv und riß ihn herum.

Und nun stand er der Bedrohung unmittelbar gegenüber. Aus dem Unterholz brachen riesige Käfer hervor. Sie waren doppelt so groß wie Cruv, hatten einen dunkelbraunen, glänzenden Panzer und bewegten sich auf sechs schwarz behaarten Beinen vorwärts.

Ihr Kopf war klein. Dafür ragte dem Gnom aber ein mächtiges schwarzes Zangengeweih entgegen.

Sieben, acht Käfer zählte der Gnom.

Und die Todeskäfer griffen sofort an!

***

Ich schlief so tief wie schon lange nicht mehr, und ich erholte mich zufriedenstellend von den vergangenen Strapazen. Nach dem erquickenden Schlaf erwachte ich wie neugeboren.

Das Frühstück – von der blonden Kate Gregory zubereitet –

schmeckte mir ausgezeichnet. Ich mußte mich für Mr. Silver genieren, denn der Hüne fraß (man konnte das unmöglich noch als essen bezeichnen) wie ein Scheunendrescher. Er schüttete Tee und Kaffee in sich hinein, warf Hörnchen, Brötchen und Toastscheiben nach, die er zuvor mit Butter, Marmelade oder Pastete bestrich oder mit Käse belegte.

Hollis Waxman schmunzelte. »Sie haben einen gesegneten Appetit, Mr. Silver.«

»O ja«, tönte der Hüne mit den Silberhaaren. »Ich war noch nie zu faul zum Essen. Der Schornstein muß schließlich von irgend etwas rauchen.«

»Es freut mich, daß es Ihnen so schmeckt«, sagte Waxman.

»Wenn du so weitermachst«, schaltete ich mich verstimmt ein, »müssen in Tamcout die Lebensmittel rationiert werden, Kalorientiger.«

»Du ärgerst dich ja nur darüber, daß du nicht so unbekümmert wie ich in dich hineinschaufeln kannst, was dir schmeckt, Tony«, erwiderte der Ex-Dämon grinsend. »Bei diesen Quantitäten hättest du die ärgsten Gewichtsprobleme.«

»Heute mittag wird man das Essen für dich auf ‘nem Tieflader rankarren«, sagte ich und legte meine Serviette demonstrativ auf den Tisch.

»Möchten Sie noch selbstgebackenen Kuchen, Mr. Silver?«

fragte Kate.

Er hätte gern ja gesagt, aber er sah mich an und sagte: »Nein, vielen Dank. Ich finde, man darf nichts übertreiben.«

Ich verdrehte die Augen. Während ich vor Scham über seine Gefräßigkeit beinahe im Boden versank, fand er seinen gesegneten Appetit noch durchaus vertretbar.

Ich lachte verlegen. »Wie Sie selbst gesehen haben, ist es nicht leicht, dieses Mammut sattzukriegen. Es gab schon Tage, da befürchtete ich, er würde mir auch die Haare vom Kopf fressen.«

»Irgendwoher muß Mr. Silvers Kraft schließlich kommen«, verteidigte Hollis Waxman den Ex-Dämon.

»Sehr richtig«, bestätigte der Hüne und sah mich triumphierend an.

Nach dem Frühstück überlegten wir, wie wir nach Cullkirk kommen konnten.

»Selbstverständlich bringe ich Sie mit meinem Wagen hin«, sagte Waxman sofort.

Ich schüttelte den Kopf. »Das können wir von Ihnen nicht verlangen.«

»Na hören Sie mal, das ist doch das Mindeste, was ich für Sie tun kann, nachdem Sie Kate und mich vor dem sicher scheinenden Ende bewahrt haben, Mr. Ballard. Kate und ich könnten bei der Gelegenheit gleich einen Abstecher nach Dundee machen.«

»Nun, wenn das so ist, wenn Sie nicht nur unseretwegen so weit fahren, nehmen wir Ihr Angebot selbstverständlich gern an«, warf der Ex-Dämon lächelnd ein.

Eine Stunde später saßen wir zu viert in Waxmans Wagen und waren nach Cullkirk unterwegs, wo Atax eine Horror-Show ohnegleichen auf die Beine zu stellen gedachte. Doch davon ahnten wir zu diesem Zeitpunkt noch nichts.

***

Ein paar Häuser, die sich an die Felsen schmiegten, ein kleiner natürlicher Hafen, mit einer winzigen Fischerbootflotte – das war Cullkirk, das der bevorstehenden Ereignisse wegen aus allen Nähten zu platzen drohte.

Das große Ereignis der 800-Jahr-Feier hatte schon lange seine Schatten vorausgeworfen. Ein Fest über drei Tage sollte steigen, das keine Wünsche übrigließ. Normalerweise wohnten vierhundert Menschen in Cullkirk. Zur Zeit waren es jedoch mindestens dreimal soviel.

Die Häuser waren beflaggt. Transparente waren über die Straßen gespannt und blähten sich im Wind, der vom Meer kam, wie schmale Segelstreifen.

Im Hause des Bürgermeisters herrschte eine fühlbare Nervosität. Phil MacKenzie hatte in den letzten Tagen viel um die Ohren gehabt. Er liebte sein Dorf und die Menschen, die in ihm wohnten, und er wollte ihnen allen ein Fest bescheren, wie es noch nie dagewesen war.

Während er mit seiner Familie frühstückte, bemerkte er: »Radio und Fernsehen werden auch dabei sein.«

Jimmy MacKenzie, sein achtzehnjähriger Sohn, lachte. »Du wirst noch zu einer echten Berühmtheit, Dad.«

»Sieht so aus«, erwiderte der Bürgermeister.

»Ich bin sehr stolz auf dich, Phil«, sagte Ellie MacKenzie. Sie war eine Frau mit einem nichtssagenden Gesicht, aber die Güte in Person und ihrem Mann stets treu.

Phil MacKenzie – leicht angegraute Haare, scharfgeschnittene Züge, kantiges Kinn – nickte ihr lächelnd zu. »Wenn ich meine Festrede halte, wirst du neben mir stehen, Ellie.«

Sie senkte verlegen den Blick. »Ich wollte, ich könnte zu Hause bleiben.«

»Na hör mal, dein Platz ist an der Seite deines Mannes.«

»Natürlich. Aber du kennst mich, Phil. Ich bin doch so scheu. Mir sind so viele Menschen ein wenig unheimlich. Und dann auch noch Radio und Fernsehen. Wenn man mir Fragen stellt… Ich glaube, ich würde vor Verlegenheit puterrot werden.«

Jimmy kicherte. »So etwas darf einem im Zeitalter des

Farbfernsehens nicht passieren, Ma.«
»Kannst du deine Rede schon, Phil?« fragte Ellie MacKenzie ihren Mann fürsorglich.
»Keine Sorge, ich werde keinen Hänger haben«, erwiderte der Bürgermeister.
»Welchen Anzug wirst du tragen?«
»Weiß ich noch nicht.«
»Der Dunkelblaue steht dir besonders gut. Ich würde ihn anziehen«, sagte die Frau des Bürgermeisters.
»Mal sehen«, entgegnete Phil MacKenzie. Wenn er auf diese Weise antwortete, war ein Vorschlag bereits so gut wie abgelehnt.
Er würde seinen kaffeebraunen Anzug tragen. Wie zu allen Festlichkeiten, an denen es bisher in Cullkirk als Bürgermeister teilgenommen hatte.
Nach dem Frühstück fragte der Bürgermeister seinen Sohn:
»Darf man fragen, was der Junior heute vorhat?«
»Ich treffe mich mit Charlie le Mat und Roy Cassidy«, antwortete Jimmy.
Phil MacKenzie schmunzelte. »Die beiden haben dir einen Floh ins Ohr gesetzt.«
»Macht doch nichts.«
»Glaub mir, es gibt diesen Schatz nicht, hat ihn nie gegeben. Das ist bloß ein Gerücht.«
»Wenn sich ein Gerücht so lange hält wie dieses, muß etwas Wahres dran sein, und Charlie, Roy und ich möchten dieses Geheimnis lüften.«
Der Bürgermeister schüttelte den Kopf. »Ich sage dir, da gibt es nichts zu lüften. Es gibt keine einzige Aufzeichnung, die bestätigt, daß dieser Piratenkapitän Nimu Brass wirklich jemals gelebt hat, mein Junge.«
»Lebt denn nur derjenige, über den etwas niedergeschrieben wurde?«
Ellie MacKenzie kehrte aus der Küche zurück. »Wovon sprecht ihr?«
»Vom Schatz der toten Seelen«, antwortete Phil MacKenzie.
Die Frau des Bürgermeisters kannte die unheimliche Legende.
Im Gegensatz zu ihrem Mann nahm sie sie ernst.
Der Piratenkapitän Nimu Brass sollte auf allen Weltmeeren sein Unwesen getrieben haben. Die Zeit, in der seine Greueltaten stattgefunden hatten, stand nicht genau fest. Es hieß, daß Nimu Brass – vom Erfolg verwöhnt – sogar die Götter herausforderte.
Zur Strafe dafür schickten sie ihm einen Orkan, der sein Schiff gegen die Felsen nahe Cullkirk schleuderte, wo es zerschellte und sank. Seither sollten Kisten mit Gold und Juwelen auf dem Meeresgrund liegen.
Jimmy MacKenzie und seine Freunde waren nicht die ersten, die den Schatz der toten Seelen finden wollten. Bisher hatte jedoch noch niemand eine Spur des alten Piratenschiffes entdeckt, geschweige

denn die Beute der Seeräuber gefunden.
Dennoch hielt sich das Gerücht hartnäckig: Kapitän Nimu Brass liege irgendwo dort unten auf dem Meeresgrund, und seine Beute sei mit einem Fluch behaftet.
Es gab Prophezeiungen, wonach Nimu Brass und seine Männer eines Tages von den Toten aufstehen und ihr grausames Werk fortsetzen würden.
Ellie MacKenzie war zwar eine gottesfürchtige Frau, und sie hörte zumeist auf das, was der Dorfpfarrer sagte, doch in diesem einen Fall vertrat sie nicht seine Meinung. Er behauptete, von den Toten aufstehen könnten nur diejenigen, die Gott zum Leben wiedererwecke. Sie hingegen war der Ansicht, daß so etwas auch der Teufel fertigbrachte, und davor hatte sie Angst, wenn sie hörte, daß sich ihr Sohn mit seinen Freunden auf die Suche nach dem Piratenschatz begeben wollte.
Sie schaute Jimmy flehend an. »Laß die Finger davon, meine Junge.«
»Das kann ich nicht. Die Sache reizt mich viel zu sehr, Ma. Außerdem habe ich Charlie le Mat und Roy Cassidy mein Wort gegeben, bei der Sache mitzumachen.«
»Ihr strengt euch vergeblich an«, meinte der Bürgermeister.
»Denkst du, der Schatz wäre nicht schon längst gefunden worden, wenn es ihn wirklich gäbe?«
»Er kann unter einer Schlammschicht liegen.«
»Und das Piratenschiff?«
»Das auch«, sagte Jimmy. »Der Orkan, der es vernichtete, soll ungeheuer stark gewesen sein. Er kann doch den Meeresboden kräftig aufgewühlt haben. Du wirst anders reden, wenn wir dir das Gold vor die Füße stellen, Dad.«
Der Bürgermeister lachte. »Das schafft ihr nie. Ihr seid Phantasten.«
Ellie MacKenzie wandte sich besorgt an ihren Mann. »Ich möchte nicht, daß Jimmy nach dem Schatz der toten Seelen taucht, Phil.«
»Laß ihn doch«, sagte der Bürgermeister. »Er wird sein Vorhaben bald wieder aufgeben.«
»Es ist gefährlich.«
Phil MacKenzie tätschelte ihre Wange. »Aber nein, Ellie. Es ist nicht gefährlicher, als wenn sie nach Muscheln tauchen.«
»Das glaube ich nicht.«
»Hör mal, der Junge ist alt genug, um selbst zu wissen, was er tut. Ich kann ihm doch keine Vorschriften mehr machen.«
»Warum denn nicht? Wenn es zu seinem Besten ist…«
Der Bürgermeister seufzte. Er richtete seinen Blick auf Jimmy.
»Versprichst du uns, vorsichtig zu sein? Deine Mutter hängt sehr an dir. Ich natürlich auch. Wir möchten nicht, daß dir etwas zustößt.«
Jimmy lachte unbekümmert. »Es ist fast so, als würde ich nur baden

gehen. Nur werde ich nicht über Wasser, sondern unter Wasser schwimmen. – Du brauchst dir wirklich keine Sorgen zu machen, Ma. Charlie und Roy sind geübte Taucher, und sie haben auch mir schon einiges beigebracht. – Mann, das wäre super, wenn wir mitten in das große Fest mit dem Schatz der toten Seelen hineinplatzen würden. Das Fernsehen würde das sofort im ganzen Land verbreiten. Ach was, die ganze Welt würde von dieser Sensation erfahren.«

Jimmys Augen strahlten. Er sagte, er müsse nun gehen. Seine Mutter resignierte. Sie konnte sich bei ihm schon lange nicht mehr durchsetzen. Sie hatte dennoch keinen Grund, mit ihm unzufrieden zu sein. Er war anständig, arbeitsam und verträglich.

Nur wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, konnte ihn nichts mehr davon abbringen.

Als er gegangen war, schüttelte Ellie MacKenzie langsam den Kopf. »Gebe der Himmel, daß nichts passiert«, sagte sie leise.

»Du brauchst dich nicht zu beunruhigen«, meinte ihr Mann.

»Jimmy ist ein kräftiger Junge, der jede Gefahr meistern kann.«

Ellie MacKenzies Augen weiteten sich erschrocken. »Siehst du, jetzt sprichst auch du schon von einer Gefahr.«

»Aber nein, ich hab' das doch nur so gesagt«, widersprach der Bürgermeister. »Jimmy und seine Freunde sind schwärmerische Träumer, die im Begriff sind, sich auf ein harmloses Abenteuer einzulassen. Sie werden die Suche nach dem Piratenschatz bald wieder aufgeben, darauf wette ich.«

Ellie MacKenzie richtete ihren Blick scheinbar in weite Ferne und sagte mit fast tonloser Stimme: »Sie werden etwas wecken. Ich fühle es. Die toten Seelen lassen sich ihren Schatz nicht wegnehmen.«

Jetzt schauderte der Bürgermeister leicht. Er zog ganz kurz in Erwägung, daß seine Frau recht haben könnte, verwarf diesen Gedanken dann aber sofort unwillig und verließ gleichfalls das Haus.

Zurück blieb eine Frau, die mit bangem Herzen in die Zukunft blickte.

***

Käfer! Riesenkäfer mit mächtigen schwarzen Zungen. Aus dem Maul dieser gefährlichen Feinde drangen sirrende Laute. Das Herz des Gnoms übersprang einen Schlag. Die Todeskäfer waren bestimmt imstande, ihn mit ihren scharfen Zangen in der Mitte durchzuschneiden.

Sie fächerten auseinander.

Cruv preßte die Kiefer zusammen. Er versuchte alle acht Gegner im Auge zu behalten. Sie bildeten einen Halbkreis, der sich auf ihn zubewegte. Ihm drohte vor Aufregung schwarz vor den Augen zu werden. Er war kein Feigling, bestimmt nicht. Aber angesichts dieser

mordlüsternen Monster war er doch nahe daran, den Verstand zu verlieren.

Sie würden ihn mit ihren Zangen zerfetzen, sein Blut trinken, sein Fleisch fressen. Nur seine Knochen würden sie übriglassen.

Er wischte sich mit einer fahrigen Handbewegung über die Augen.

Langsam wich er zurück. Mit beiden Händen umklammerte er den Schaft des Dreizacks. Die schwarzen Facettenaugen der Feinde starrten ihn seelenlos an.

Diese Käfer waren die reinsten Vernichtungsmaschinen. Cruv hatte schon von ihnen gehört. Sie waren sogar in der Lage, einen jungen unvorsichtigen Drachen zu töten. Wie leicht war es für sie da erst, einem Gnom wie ihm das Leben zu nehmen.

Schritt um Schritt wich er weiter zurück. Vielleicht befand sich auch hinter ihm eine Gefahr. Er konnte sich nicht umsehen, denn sobald seine Aufmerksamkeit nachließ, würden sich die Horror-Käfer auf in stürzen. Sie warteten nur auf einen Moment der Unachtsamkeit.

Cruv stieß mit dem Rücken gegen einen Baum. Er zuckte heftig zusammen. In diesem unheimlichen Wald führten viele Bäume ein gefährliches Eigenleben.

Wenn sie auch völlig reglos dastanden, durfte man doch keinem von ihnen trauen. Es gab welche, die verwandelten sich in reißende Tiere, wenn man ihnen zu nahe kam. Andere wiederum ließen ihre Äste zu tödlichen Fangarmen werden und zerquetschten ihre Beute.

Bevor irgend etwas passieren konnte, sprang Cruv zur Seite.

Das Sirren, das die Todeskäfer ausstießen, wurde lauter. Es ging dem häßlichen Gnom durch Mark und Bein.

Einer der Käfer – es war der an der rechten Flanke – kroch jetzt schneller. Der an der linken Flanke folgte seinem Beispiel. Cruv begriff, was geschehen sollte. Die Käfer wollten aus dem halben einen ganzen Kreis machen. Sie versuchten ihn in ihrer Mitte einzuschließen. In diesem Fall wäre es ihm unmöglich gewesen, sie noch alle im Auge zu behalten, deshalb durfte es dazu nicht kommen.

Er wirbelte herum und rannte los.

Die Horror-Käfer folgten ihm. Da sich der Wald mehr und mehr lichtete, brauchten die Käfer keine Hindernisse mehr aus dem Weg zu räumen. Sie liefen schneller als Cruv, obwohl der Gnom sein Letztes gab. Zusehends holten sie auf. Einer der Käfer war bereits so knapp hinter dem Fliehenden, daß dessen Chancen, unbehelligt davonzukommen, auf Null zusammenschrumpften.

Das Sirren, das dieser Käfer ausstieß, schmerzte Cruv in den Ohren. Er schlug einen Haken. Es geschah genau in dem Moment, als die großen schwarzen Zangen zuschnappten. Sie zerschnitten nur Luft. Cruv rannte weiter.

Die letzten Bäume.

Dann war der Wald zu Ende. Aber damit war die Gefahr für den Gnom nicht gebannt, denn die Riesenkäfer blieben nicht im Wald.

Sie folgten ihrem Opfer.

Vor Cruv lag eine kleine flache Senke, die von einer grauen Felswand begrenzt wurde. Dort befanden sich die Höhlen, die der Gnom erreichen wollte.

Würde er es schaffen?

Im Moment sah es nicht danach aus. Die Horror-Käfer ließen sich nicht abschütteln. Cruv stolperte über eine Bodenwelle, die er in der Eile übersah.

Nicht stürzen! schrie es in ihm. Sein häßliches Gesicht verzerrte sich vor Angst. Verzweifelt versuchte er das Gleichgewicht wiederzufinden. Es gelang ihm nicht. Hart schlug er auf dem Boden auf. Er rollte gehetzt herum.

Sofort war der erste Todeskäfer über ihm. Cruv sah das schreckliche Maul des Monsters, die gierig zuckenden Freßwerkzeuge. Er suchte nach einer verwundbaren Stelle des Gegners. Der Kopf war es nicht.

Und die Unterseite des Ungeheuers war genauso gepanzert wie der Rücken.

War der Horror-Käfer da tödlich zu treffen, wo sich zwischen Kopf und Körper ein schmaler Spalt befand? Cruv hatte keine Zeit, zu überlegen. Das Käfermaul stieß auf ihn herab. Die Freßwerkzeuge öffneten sich weit.

Cruv rammte den Dreizackschaft neben sich in den Boden und visierte mit den drei Spitzen jene Stelle zwischen Kopf und Körper an. Mehr konnte er nicht tun. Wenn der Käfer dort verletzbar war, war er für den Augenblick gerettet. Wenn nicht, würde der Dreizackschaft zerbrechen und er, Cruv, auf eine grauenvolle Weise ums Leben kommen.

Blitzschnell erfolgte der Angriff des Todeskäfers. Die drei Metallspitzen senkten sich in den schmalen Spalt. Ein kurzer harter Widerstand.

Cruv dachte schon, jetzt würde der Dreizack zerbrechen. Da drangen die Spitzen tiefer ein und verletzten das Monster tödlich.

Der Gnom sah, wie zwei von den sechs behaarten Käferbeinen einknickten, hochschnellten, zuckten und erstarrten.

Der Horror-Käfer drohte Cruv unter sich zu begraben. Atemlos riß Cruv den Dreizack aus der tödlichen Wunde des Feindes. Eine gelbe Flüssigkeit quoll zwischen Kopf und Körper heraus. Cruv wälzte sich unter dem sterbenden Gegner hervor. Kaum hatte er sich aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich gebracht, da sackte der Käfer nieder und regte sich nicht mehr.

Doch die Übermacht der Feinde blieb weiterhin erdrückend. Da der Gnom einen ihrer Artgenossen getötet hatte, lechzten sie noch mehr

nach seinem Leben.
Schwarze Zangen zuckten auf ihn zu. Er tauchte darunter weg und hetzte an einem Gegner vorbei. Ein harter Schlag traf seinen linken Oberarm. Er schrie auf. Die Wucht des Treffers schleuderte ihn erneut zu Boden. Aber er blieb nicht liegen, sprang sogleich wieder auf die kurzen Beine. Ein dumpfer Schmerz lähmte seinen linken Arm, die Hand war gefühllos, die Finger taub und kraftlos.
Er sah die Höhlen und glaubte zu wissen, daß er sie nie erreichen würde. Dennoch gab er nicht auf. Solange sein Herz noch schlug, würde er um sein Leben kämpfen.
Er, Cruv, wollte niemandes leichte Beute werden.
Die Horror-Käfer hielten sich nun an keine Ordnung mehr. Jeder von ihnen versuchte sich das Opfer zu holen. Einer von ihnen schnitt Cruv den Weg zu den Höhlen ab, griff ihn aus dieser Richtung an.
Der Gnom wuchs in diesem Moment höchster Gefahr über sich selbst hinaus. Er raffte seinen ganzen Mut zusammen und stellte sich zum ungleichen Kampf. Allmählich kehrte das Gefühl in seine linke Hand zurück.
Die Käferzangen zuckten ihm entgegen. Er rührte sich nicht von der Stelle. Dazu gehörte unglaublich viel Kaltblütigkeit. Der Gnom konnte selbst kaum glauben, daß er sie aufzubringen imstande war. Aber der Feind ließ ihm keine andere Wahl.
Er wartete auf den Augenblick, wo ihn die Zangen fast berührten. Erst dann reagierte er. Er duckte sich, sprang nach links und vorwärts.
Wo die Käfer ihre verwundbare Stelle hatten, wußte er nun. Da hinein stieß er wieder den Dreizack, und er erzielte damit den gleichen Erfolg wie beim erstenmal.
Sechs Käfer noch.
Immer noch sechs gefährliche Gegner. Cruv war klar, daß er nicht mit allen fertigwerden konnte, deshalb gab er sofort wieder Fersengeld.
Die Todeskäfer verfolgten ihn erneut, aber sie wurden ein wenig vorsichtiger, denn sie erkannten, daß sie den tapferen Gnom unterschätzt hatten.
Keuchend hetzte Cruv durch die Senke. Die Käfer versuchten ihn abzudrängen. Er hieb und stach verbissen mit dem Dreizack nach ihnen, versuchte die Facettenaugen zu treffen und nahm sich höllisch vor ihren gefährlichen Zangen in acht.
Die Felsen rückten in greifbare Nähe.
Die Rettung!
Cruv mobilisierte seine Kraftreserven. Die Angst schien seinen Füßen Flügel zu verleihen. Er war noch nie so schnell gelaufen.
Aber die Horror-Käfer stellten ihn wieder. Wild und blind vor Wut versuchte er einen weiteren Gegner zu töten, doch das gelang ihm

nicht mehr. Die Käfer sahen sich vor. Wenn er sie mit dem Dreizack angriff, wichen sie zurück und ließen ihn ins Leere stoßen.

Die Farbe wich aus Cruvs Gesicht, als er sah, daß eine Käferzange um seinen Hals zuschnappen wollte. Damit wäre ihm der Kopf vom Rumpf getrennt worden.

Er konnte dieser Attacke nur noch entgehen, indem er sich blitzschnell fallenließ.

Das tat er auch sofort, rollte an zwei Käferbeinen vorbei, ein drittes Bein versuchte sich auf ihn zu stellen, um ihn festzuhalten.

Er schaffte es aber, das Bein zur Seite zu stoßen, hochzuschnellen und die letzten Meter bis zu den rettenden Höhlen weiterzulaufen.

Die Felsenwand wies zahlreiche kleine und größere Löcher auf.

Cruv ließ sich atemlos auf den Bauch fallen, drehte sich um und krebste rückwärts in eine so winzige Höhle, daß es den Horror-Käfern unmöglich war, ihm zu folgen.

Den Dreizack nahm er mit.

Einer der Käfer versuchte, in die kleine Höhle einzudringen. Er schob die langen Zangen herein, und seine harten Beine scharrten draußen über den Boden.

Cruv zog sich so weit zurück, daß das Monster ihn nicht erreichen konnte, und er stach mit dem Dreizack so lange auf den Todeskäfer ein, bis diesem die Lust an diesem Spiel verging.

Der Käfer zog die Zangen aus der Höhle. Er und seine Artgenossen rückten jedoch noch nicht ab. Sie belagerten die Höhle, warteten darauf, daß der Gnom wieder zum Vorschein kam, doch Cruv war froh, endlich in Sicherheit zu sein. Darauf hatte er vorhin kaum noch zu hoffen gewagt.

Ich komm’ hier so schnell nicht wieder raus! dachte er. Ihr könnt dort draußen auf mich warten, bis ihr schwarz werdet.

Allmählich wurde er ruhiger, und er kam auch wieder zu Kräften. Die Käfer ließen sich nicht blicken, doch Cruv mißtraute dem Frieden.

Bestimmt lagen die Todeskäfer beiderseits des Höhleneingangs auf der Lauer, und ihre tödlichen Zangen würden zuschnappen, sobald er den Kopf nach draußen streckte.

Die Zeit verging. Cruv wartete. Er wußte noch nicht, ob er in dieser Höhle bleiben oder sich eine andere, bequemere suchen würde. Diese war ihm ein bißchen zu eng. Er würde sich später umsehen – wenn die Horror-Käfer abgezogen waren.

Argwöhnisch lauschte er. Nicht das leiseste Geräusch drang an sein Ohr. Wieviel Geduld brachten solche Monster auf? Wann würden sie die Lust am Warten verlieren? Sie haßten ihn, denn er hatte zwei ihrer Artgenossen getötet. Vielleicht hätten sie sich schon längst in den Wald zurückgezogen, wenn sie nicht durch ihn zwei Mitglieder ihrer Monster-Sippe verloren hätten.

Auch Cruvs Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Ihm wurde in der engen, schlauchartigen Höhle immer unbehaglicher, aber er hatte nicht den Mut, sie zu verlassen.

Die Stunden vergingen. Es begann zu dämmern. Die Finsternis stellte sich ein, und schwarze Schattenwesen geisterten durch die Nacht. Cruv wagte nicht zu schlafen. Er hielt sich gewaltsam wach und lauschte den mannigfaltigen unheimlichen Geräuschen, von denen die Dunkelheit erfüllt war.

Lauerten die Horror-Käfer noch vor dem Höhleneingang? Hatten sie die Belagerung endlich aufgegeben?

Ein neuer Tag brach an. Ganz steif vor Kälte waren Cruvs Glieder. Da er seit vielen Stunden auf hartem Fels lag, spürte er schon jede Unebenheit bis tief in seinen gedrungenen Körper hinein.

Er konnte und wollte nicht länger in dieser engen Höhle bleiben, deshalb schob er sich vorsichtig über den kantigen Boden. Das Tageslicht blendete ihn. Er griff nach dem Schaft des Dreizacks und streckte die Waffe nach draußen.

Nichts passierte.

Das hieß deshalb aber noch lange nicht, daß die Horror-Käfer verschwunden waren. Vorsichtig kroch er Zentimeter um Zentimeter weiter vorwärts. Gleich würde er Klarheit haben. Er streckte den Hals und linste nach draußen, bereit, gleich wieder zurückzuzucken, falls er einen Käfer erblickte.

Doch Cruv entdeckte keinen Feind.

Sein Herz schlug vor Freude sofort schneller. Sollt er es tatsächlich geschafft haben? Konnte ein Gnom – ein zum Verlieren Bestimmter – so viel Glück haben?

Cruv wagte sich noch weiter vor, und ein tiefer Seufzer der Erleichterung entrang sich seiner Brust, als er erkannte, daß die Horror-Käfer die Belagerung tatsächlich aufgegeben hatten.

Der Gnom schlüpfte aus der Höhle und dehnte seine steifen Glieder. Sein Blick suchte die Senke ab. Die Todeskäfer hatten ihre verendeten Artgenossen mitgenommen.

»Scheint beinahe so, als wäre all das gestern nur ein böser Traum gewesen«, brummte Cruv in seinen imaginären Bart.

Zum erstenmal fühlte er sich glücklich, denn er lebte allen widrigen Umständen zum Trotz noch. Wärme floß durch seinen Körper und rief in ihm ein angenehmes Gefühl hervor.

Er wandte sich um und blickte an der grauen Felswand hoch.

Sie wies zahlreiche Risse und Vorsprünge auf. Dazwischen lagen viele große und kleine Öffnungen.

Cruv kletterte zum größten Höhleneingang hinauf. Bevor er den Fuß hineinsetzte, blickte er mißtrauisch in das Dunkel. Es war durchaus möglich, daß die Höhle bereits bewohnt war. Cruv hatte nicht das

Verlangen, schon wieder zu kämpfen.

Zaghaft trat er ein. Mit der linken Hand tastete er sich an der Wand entlang, während er mit der rechten den Dreizack hochhielt, um sofort zustoßen zu können, falls es nötig war.

Der Höhlenstollen stieg sanft an und knickte nach rechts. Cruvs Augen brauchten eine Weile, um sich an die Finsternis zu gewöhnen. Er erkannte nur vage Umrisse von seiner Umgebung, und er fragte sich, wie tief diese Höhle in den Berg hineinging.

Sollte er sich hier einquartieren, obwohl ihm in dieser Höhle von Anfang an nicht geheuer war? Würde er sich an dieses unangenehme Gefühl gewöhnen?

Ein widerlicher Geruch stieg ihm in die Nase. Er blieb stehen.

Wonach roch es hier? So süßlich… Blut!

Cruv erschrak. Sofort umfaßte er den Schaft seines Dreizacks fester. Kein Zweifel. In dieser düsteren, unheimlichen Höhle roch es tatsächlich nach Blut.

Selbstverständlich verließ den Gnom bei dieser Erkenntnis sogleich der Mut. Er wagte keinen Schritt mehr weiterzugehen. Es war vernünftiger, umzukehren und sich ein anderes Versteck zu suchen.

Cruv machte kehrt. Dabei streiften seine Augen etwas, das sich in einer Felsennische befand. Bei genauerem Hinsehen erkannte der Gnom, daß es sich hierbei um eine riesige Fledermaus handelte, die sich am Felsen festgekrallt hatte.

Sie hing, wie das bei Fledermäusen so üblich ist, mit dem Kopf nach unten. Und dieser Kopf war es, der Cruv mächtig entsetzte, denn es handelte sich um keinen Tierschädel. Nein, Cruv blickte in das fahle Gesicht eines Mannes, dessen Augen geschlossen waren und der in totenähnlicher Starre schlief.

Hart und schmal wirkten die Lippen des Schrecklichen. Sie waren halb geöffnet, und Cruv sah lange, dolchartige Augenzähne.

Er hatte einen Vampir vor sich!

***

Die Fahrt verlief ohne Zwischenfälle. Das war keine Selbstverständlichkeit. Wir hätten ebensogut von schwarzen Wesen angegriffen werden können. Die Hölle schläft niemals, und deshalb hatten Mr. Silver und ich es uns zur Gewohnheit gemacht, niemals völlig abzuschalten. Etwas in uns blieb immer wachsam, damit uns unsere Gegner nicht so leicht überrumpeln konnten.

Ich freute mich schon sehr auf Frank Esslin, auf ein geselliges Beisammensein mit meinen Freunden und auf ein paar unbeschwerte, erholsame Tage in Cullkirk.

Ich blickte zum Seitenfenster hinaus. Die Gegend war öde. Ich sah einen alten Schafhirten, der auf einem Felsen saß und sich einen

neuen Stock schnitzte. Er hielt in seiner Tätigkeit inne und blickte dem Wagen nach, der an ihm vorbeifuhr.

»Hat der nicht ein herrliches Leben?« bemerkte Mr. Silver.

»Ich weiß nicht«, meinte Hollis Waxman. »Ich glaube, dazu muß man geboren sein.«

»Glaube ich auch«, sagte ich. »Ich würde hier an Langeweile zugrunde gehen.«

»Demnach hältst du also nichts vom oft zitierten Aussteigen«, sagte der Ex-Dämon.

»Ich gebe zu, hin und wieder – wenn's ganz hektisch zugeht, so daß mir der Kopf raucht und ich nicht mehr weiß, ob ich ein Männchen oder ein Weibchen bin – habe ich mit dem Aussteigen schon geliebäugelt, aber ich habe es noch nie ernsthaft in Erwägung gezogen. Im Grunde genommen brauche ich ein bißchen Trubel und eine gewisse Herausforderung.«

»Du gehörst also zu denen, die sich immer wieder aufs Neue bestätigen müssen.«

»Kann sein. Darüber habe ich noch nicht nachgedacht. Im übrigen sorgt schon die schwarze Macht dafür, daß ich keinen Rost ansetze.«

Eine halbe Stunde später rief Hollis Waxman: »Cullkirk!«

Wir blickten alle auf den idyllischen Fischerort hinunter.

Verträumt lag er in der kleinen Bucht und lud zum erholsamen Verweilen ein.

Wir fuhren in das festlich geschmückte Dorf. Waxman stoppte das Fahrzeug kurz. Mr. Silver kurbelte das Fenster nach unten und winkte einen schmalbrüstigen Jungen zu sich.

»Kannst du uns sagen, wo wir das Haus von Dr. Nelson finden?«

Der Junge nickte eifrig und beschrieb uns den Weg. Waxman fuhr weiter. Er hatte keine Mühe, Marvin Nelsons Haus zu finden.

Es war ein schönes altes Gebäude mit einer großen Veranda. Von da aus hatte man einen herrlichen Blick aufs Meer.

Als der Wagen anhielt, öffnete sich die Haustür. Ein 31jähriger Mann, blond, hager, sehr elegant, trat heraus: Frank Esslin, unser Freund aus Amerika.

»Frank!« Ich sprang aus dem Fahrzeug und eilte auf ihn zu.

»Tony!« Er lachte, kam mir entgegen, wir fielen uns in die Arme und schlugen uns gegenseitig auf den Rücken.

»Nett, dich wiederzusehen, Tony«, sagte der WHO-Arzt.

»Wie geht es dir? Was macht dein Job? Bist du immer noch ein so gefragter Mann?«

»Mehr denn je. Eigentlich sollte ich mich zur Zeit auf Madagaskar nützlich machen, aber ich konnte meinem Freund und Kollegen zu seinem sechzigsten Geburtstag doch keinen Korb geben.«

»Nein, das geht wirklich nicht.«

»Ich habe meinen Stellvertreter nach Madagaskar geschickt und werde in ein paar Tagen zu unserem Team stoßen. In der Zwischenzeit hauen wir hier ein bißchen auf den Putz, was, Tony?«

»Mit Vergnügen«, antwortete ich.

Hollis Waxman stieg aus und öffnete den Kofferraum seines Wagens, in dem das Höllenschwert lag. Mr. Silver verließ das Fahrzeug ebenfalls. Waxman öffnete den Kofferraumdeckel und streckte die Hand nach dem Schwertgriff aus.

Mr. Silvers perlmuttfarbene Augen weiteten sich erschrocken.

»Nicht anfassen!« rief er.

Waxmans Hand zuckte zurück, als habe sie einen elektrischen Schlag erhalten. »Oh, verflixt«, sagte er kleinlaut. »Ich hätte beinahe vergessen, wie gefährlich das Ding ist.«

»Es hätte Sie getötet, wenn Sie es in die Hand genommen hätten«, sagte der Ex-Dämon ernst.

Waxman stieß die Luft hörbar aus. »Da hatte ich ja wohl großes Glück.«

»Das können Sie laut sagen«, brummte der Hüne mit den Silberhaaren und nahm das Höllenschwert an sich. Ihn akzeptierte es.

Frank Esslin wollte hören, was wir im Zentrum der Grampian Mountains erlebt hatten. Da es nicht mit einigen Worten zu berichten war, vertröstete ich ihn auf später.

Mr. Silver kam zu uns. Er begrüßte Frank mit einem festen Händedruck. »Hallo, Amerikaner. Was machen die Girls in New York?«

»Denen geht es gut, solange du nicht in der Stadt bist«, erwiderte der WHO-Arzt schmunzelnd.

Ich ging darauf sofort ein. »Ach, hat es sich schon bis zu euch durchgesprochen, daß Silver hinter jedem Weiberrock her ist?«

Wir lachten herzlich.

Mr. Silver machte nur gelangweilt: »Ha, ha, ha. Amüsiert euch nur mal wieder ungeniert auf meine Kosten. Ihr wißt ja, wie gern ich das habe.«

Ich begab mich zu Hollis Waxman. Kate Gregory saß noch im Wagen. »Kommen Sie doch mit rein«, sagte ich.

Waxman schüttelte den Kopf. »Wir wollen nicht stören.«

»Das tun Sie bestimmt nicht.«

»Kate und ich würden lieber gleich nach Dundee weiterfahren.«

»Nun, wenn Sie sich nicht überreden lassen…«

Waxman streckte mir die Hände entgegen. Ich schlug ein. »Es war für mich ein Erlebnis, Sie kennenzulernen, Mr. Ballard. Ohne Sie und Mr. Silver würden wir heute nicht mehr leben. Das werden wir Ihnen nie vergessen.«

Ich winkte ab. »Freuen Sie sich einfach darüber, daß es uns gelang,

Ammorgh und seine Höllengeier zu vernichten.«
»Sollten Sie mal Urlaub am Loch Dombar machen wollen, mein Haus steht Ihnen jederzeit zur Verfügung.«
Ich bedankte mich für das Angebot. Wahrscheinlich würde ich darauf nie zurückkommen. Ferien am Loch Dombar wären bestimmt sehr schön gewesen, aber wann hatte ich schon die Zeit dafür?
Ich beugte mich zu Kate Gregory hinunter. »Alles Gute, Kate.«
»Danke, Mr. Ballard. Viel Glück für die Zukunft.«
»Kann ich gebrauchen.«
Mr. Silver kam zurück. Auch er verabschiedete sich von Kate und ihrem Onkel. Die beiden fuhren ab. Und wir betraten Marvin Nelsons Haus.
Schon in der Diele sah ich, daß Nelson ein weitgereister Mann war. Er hatte Einrichtungs- und Ziergegenstände aus aller Herren Länder zusammengetragen und eine so geschmackvolle Anordnung getroffen, daß eines zum andern paßte.
Professor Dr. Marvin Nelson war ein großer Mann. Er hatte einen aufrechten Gang, ein von Falten zerfurchtes Gesicht und eine graue Bürstenfrisur. Er begrüßte Mr. Silver und mich mit einer Herzlichkeit, als wären wir alte Bekannte, und irgendwie waren wir das auch, denn Frank Esslin hatte ihm eine ganze Menge von uns erzählt.
Wir gratulierten ihm zum Geburtstag. Ich sagte, es täte mir leid, mit leeren Händen zu kommen.
Er lächelte. »Sie beschenken mich allein mit Ihrer Anwesenheit schon reich, Mr. Ballard.«
»Sie machen mich verlegen«, erwiderte ich.
Er führte uns in einen großen Living room. Ich sah einen Jungen von etwa 19 Jahren. Er sprang auf, als wir eintraten. Seine wasserhellen Augen strahlten Mr. Silver und mich an. Er war mittelgroß, muskulös und dunkelhaarig.
»Meine Herren, darf ich Ihnen Charlie le Mat vorstellen«, sagte Marvin Nelson. »Charlie ist der Sohn meines Nachbarn«, erläuterte Frank Esslins Kollege. »Als er hörte, daß zwei Dämonenjäger zu mir kommen würden, wollte er Sie unbedingt kennenlernen. Hier sind sie nun, Charlie. Dies ist Mr. Silver – und das ist Mr. Tony Ballard.«
Charlie le Mat kam beinahe ehrfürchtig auf uns zu.
Ich reichte ihm die Hand. »Hallo, Charlie.«
»Ihr Job muß wahnsinnig aufregend sein, Mr. Ballard«, sagte der Junge überwältigt.
Auch Mr. Silver drückte ihm die Hand.
»Leider nicht nur aufregend, sondern sehr oft auch lebensgefährlich«, sagte ich.
»Wie sind Sie auf die Idee gekommen, Dämonenjäger zu werden?«
»Das hat sich eigentlich von selbst ergeben.« Ich erzählte dem

Jungen, in dessen Augen ich anscheinend ein großer Held war, daß ich einst als Polizeiinspektor in einem kleinen verträumten englischen Dorf gearbeitet hatte. »Dieses Dorf wurde alle hundert Jahre von sieben gefährlichen Hexen überfallen«, fuhr ich fort.

»Sie waren von einem meiner Ahnen, dem Henker Anthony Ballard, am Galgenbaum aufgeknüpft worden, lebten aber dennoch weiter. Und jedesmal wenn sie unser Dorf überfielen, mußte neben anderen Menschen auch ein Ballard sterben. Doch an mir erfüllte sich dieser Fluch nicht mehr. Ich kämpfte um mein Leben und vernichtete die Hexen. Von da an hatte ich öfter mit der schwarzen Macht zu tun. Ich lernte den reichen Industriellen Tucker Peckinpah kennen, wurde Privatdetektiv, und Peckinpah engagierte mich auf Dauer. Als es mich eines Tages ins 12. Jahrhundert verschlug, traf ich auf Mr. Silver. Seither sind wir zusammen und bekämpfen die Hölle, wo wir können.«

Charlie le Mat hatte mir gespannt zugehört. Jetzt nickte er eifrig. »Glauben Sie, daß auch aus mir einmal ein großer Dämonenjäger werden könnte, Mr. Ballard?«

»Das weiß ich nicht.«

»Ich bin kein Feigling.«

»Mut ist nur eine Voraussetzung, die man für diesen gefährlichen Job mitbringen muß, Charlie.«

Der Junge ballte die Hände zu Fäusten. »Ich kann auch kämpfen.«

»Das bezweifle ich nicht, aber ich würde an Ihrer Stelle nichts übereilen. Sie sind doch sehr jung. Das ist natürlich kein Fehler, aber die Jugend macht risikofreudig, und so etwas kann sich bitter rächen, wenn man gegen Dämonen kämpft. Grundsätzlich muß ich sagen, daß es niemals genug Dämonenjäger geben kann, doch es sollten sich nur jene zu diesem Schritt entschließen, die im Kampf mit den Höllenmächten mit einer echten Überlebenschance rechnen können – aufgrund ihrer Tapferkeit, ihrer Willensstärke, ihrer Intelligenz und ihres angeborenen Instinkts, der sie Gefahren rechtzeitig erkennen und richtig einschätzen läßt.«

»Sie meinen, in meinem Alter kann man das alles noch nicht bringen.«

»Nur Wunderknaben sind mit achtzehn oder neunzehn Jahren schon so ausgereift. Halten Sie sich für einen Wunderknaben?«

Charlie le Mat schüttelte den Kopf. »Nein, Mr. Ballard.«

Mir gefiel seine Ehrlichkeit. Vielleicht wurde aus ihm eines Tages ein »Kollege«. Ich hätte es begrüßt. Er stellte Mr. Silver und mir noch viele Fragen, die wir ihm alle beantworteten. Wir hatten keine Geheimnisse vor ihm.

Nachdem er seinen Wissensdurst gestillt hatte – wir hatten mittlerweile auf der ledernen Sitzgruppe Platz genommen –, erzählte er uns von einem Schatz der toten Seelen, nach dem er heute mit

seinen Freunden Jimmy MacKenzie, dem Sohn des Bürgermeisters, und Roy Cassidy tauchen wollte.

Wir erfuhren zum erstenmal von dieser Legende und hörten zum erstenmal den Namen des Piratenkapitäns Nimu Brass, ohne zu ahnen, daß dieser uns noch einiges aufzulösen geben würde.

Vor dem Haus blieb ein Wagen stehen. Es wurde gehupt.

Charlie le Mat stand auf. »Das sind Jimmy und Roy.«

»Viel Glück bei der Schatzsuche«, sagte ich.

Charlie nickte, verabschiedete sich und ging. Ich wandte mich an Marvin Nelson und fragte ihn, ob es seiner Meinung nach tatsächlich einen solchen Schatz gab.

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Aber Tauchen ist ein schöner Sport«, antwortete er. »Und ich sehe nicht ein, warum ich den jungen Leuten ihre Freude verderben soll.«

Zwischen meinen Schulterblättern setzte sich ein unangenehmes Gefühl fest. Es war mir lästig. Denn mir ging der Gedanke nicht aus dem Kopf, daß die drei jungen Taucher diesen Schatz der toten Seelen vielleicht doch finden würden.

Was dann?

Würde ihn sich Nimu Brass wegnehmen lassen?

Wenn nicht, hatten wir einen neuen Fall am Hals…

***

Ein Vampir!

Cruv wich zwei Schritte zurück und hielt den Atem an. Der süßliche Geruch drang aus dem Maul des bleichen Blutsaugers.

Der Gnom starrte das gefährliche Wesen ängstlich an. Wenn der Vampir erwachte…

Cruv versuchte sich zu beruhigen.

Kann er ja nicht! dachte er, um die Erregung niederzukämpfen.

Es ist Tag, und bei Tag schlafen sie. Sie erwachen erst bei Einbruch der Dunkelheit, um auf Jagd zu gehen. Tageslicht vertragen sie nicht…

Aber hier drinnen gab es kein Tageslicht. In dieser Höhle war es so finster wie in der Nacht. Konnte sich der Vampir hier drinnen bewegen, ohne daß er Schaden nahm?

Der Gnom wich noch weiter zurück. Er stahl sich lautlos davon und hoffte, daß der Vampir von seinem Besuch nichts mitbekommen hatte. Erleichtert trat er aus der Höhle.

Sollte er hier irgendwo doch noch Unterschlupf finden, dann würde er gewissermaßen Wand an Wand mit einem Vampir wohnen. Wenn der Blutsauger das herausfand, konnte das äußerst gefährlich werden.

Cruv seufzte. Gab es denn nirgendwo auf dieser Welt einen Platz, an dem er sich sicher fühlen durfte? Er mußte endlich mal zur Ruhe

kommen.
Vorsichtig stieg der Gnom über Felsennasen weiter. Er kletterte von einer Höhle zur anderen. Keine entsprach seinen Vorstellungen. Bei einigen hatte er sogar Angst, sie zu betreten.
Endlich – etwa eineinhalb Meter über dem Boden – glaubte er gefunden zu haben, wonach er suchte. Vielleicht war auch die bleierne Müdigkeit daran schuld, daß er sich für diese Höhle entschied. Sie war nicht zu groß und nicht zu klein. Da sie sanft schräg nach unten abfiel, war sie heller als die anderen Öffnungen im Felsen. Dort drinnen wollte er bis auf weiteres wohnen.
Er war neugierig, was die Zukunft bringen würde. Und er sehnte sich danach, sich irgendwo hinzulegen und zu schlafen. Schlaf, das bedeutete vergessen, und es gab so vieles, was er vergessen wollte.
Gedankenverloren betrat er »seine« Höhle. Ihm fiel nicht sofort auf, daß die Wände und der Boden mit rötlichem Schleim überzogen waren. Erst als er darauf ausglitt, bemerkte er es.
Und dann erlebte er den nackten Horror!
Der Felsenstollen verwandelte sich in einen mörderischen Höllenschlund. Cruv hatte den Eindruck, in ein großes Saugrohr geraten zu sein. Ein gewaltiger Sog entstand. Die Höhlenwände, eben noch hart, wurden weich. Cruv schoß es durch den Kopf: Du bist in die Speiseröhre eines Dämons geraten! Er hat sich gut getarnt. Und nun wird er dich mit Haut und Haaren verschlingen.
Der Sog nahm ihm den Atem.
Er begann wieder verzweifelt zu kämpfen. Glutrotes Licht erfüllte den Todestrichter. Cruv rutschte unaufhaltsam über den Boden, hinein in den gefräßigen Höllenrachen, aus dem es kein Entrinnen mehr gab. Unwiderstehliche Kräfte zerrten an dem Gnom. Er brüllte aus Leibeskräften, obwohl er wußte, daß es keinen Zweck hatte.
Wer hätte ihm helfen sollen?
Es gab auf Coor niemanden, der bereit gewesen wäre, sein Leben für einen wertlosen Gnom aufs Spiel zu setzen. Gnome lebten ja nur, um gefressen zu werden.
Immer tiefer rutschte Cruv in den tödlichen Höllenschlund. Er spreizte die kurzen Beine ab, stemmte sich gegen die Höhlenwände, doch der Sog war stärker. Cruv hatte dieser Kraft nichts entgegenzusetzen.
Er schrie.
Die Todesangst versetzte ihn in rasende Panik. Es gelang ihm, sich kurz gegen den Sog, der ihn in die unergründliche Tiefe reißen wollte, durchzusetzen.
Zwei, drei Meter konnte er vorwärtskriechen. Er stach die Spitzen des Dreizacks in den weichen Boden und zog sich auf den Höhlenausgang zu. Aber die Zacken rutschten beim nächstenmal ab, und Cruv

rutschte sofort wieder einen Meter zurück.

Noch einmal kämpfte er sich in Richtung Freiheit. Aus der Tiefe des Höllenschlunds stieg ein dumpfes Knurren. Cruv schleppte sich über den schleimigen Boden. Die Rettung winkte ihm – gleichzeitig schien sie für ihn unerreichbar zu sein.

Er stieß beide Arme vor. Seine Hände hielten den Dreizack. Er streckte sie aus der Höhle und drehte seine Waffe waagrecht. Als er wieder ein Stück zurückrutschte, knallte der Dreizack draußen links und rechts gegen die Felswand, und der Gnom klammerte sich verbissen an diese »Sprosse«. Sie bot ihm Halt. Aber für wie lange? Das Zerren, der gewaltige Sog wurde immer stärker.

Wie lange würde sich Cruv am festgeklemmten Dreizack festhalten können?

Ein glühender Schmerz entflammte in seinen Schultergelenken.

Die ungeheuren Kräfte, die auf ihn einwirkten, drohten ihm die Arme auszureißen.

Die Finger schmerzten ihn.

Jetzt! hallte eine donnernde Stimme in ihm. Jetzt bist du endgültig verloren!

So also sah sein Ende aus. Dieser gierige Höllenschlund sollte ihm zum Verhängnis werden.

Die Finger seiner linken Hand rutschten vom Schaft des Dreizacks ab. Langsam öffneten sich die Finger seiner rechten Hand. Sobald er sich an seiner Waffe nicht mehr festhielt, würde es mit ihm rasend schnell in die tödliche Tiefe gehen.

Einmal noch brüllte er seine ganze Verzweiflung, seinen ganzen Schmerz heraus. Dann konnte er sich nicht mehr länger festhalten. Die Finger rutschten kraftlos ab – und Cruv gab sich auf.

***

Roy Cassidys Vater besaß eine kleine Motoryacht. Die stand den drei jungen Abenteurern nun zur Verfügung. Sie hatten sich Neoprenanzüge, Preßluftflaschen, Tauchermasken und Schwimmflossen besorgt. Das Zeug lag fein säuberlich verschnürt unter Dreck.

Roy stand hinter dem Steuerrad und gab Vollgas, sobald sie den Hafen von Cullkirk hinter sich hatten. Der Wind strich Roy um die Nase und zerzauste sein brünettes Haar. Er, Jimmy MacKenzie und Charlie le Mat hatten auf einer Seekarte kleine Planquadrate eingetragen, die sie nacheinander absuchen wollten.

»Freunde!« tönte Roy Cassidy grinsend. »Wir werden in die Geschichte eingehen. Als die erfolgreichsten Schatzsucher aller Zeiten!«

»Kein Mensch glaubt, daß es den Schatz der toten Seelen wirklich

gibt«, sagte Charlie le Mat.

»Wir werden den Beweis liefern und der Geburtstagsfeier von Cullkirk damit die Krone aufsetzen!« sagte Roy.

Jimmy MacKenzie rieb seine Handflächen an den Oberschenkeln. »Ich habe gestern mit Thornton Libber über unser Vorhaben gesprochen.«

»Und?« fragte Roy.

»Wie ihr wißt, glaubt er an die Legende. Für ihn ist Nimu Brass eine Art Teufel, den die Götter mitsamt seiner Mannschaft zwar auf den Meeresgrund geschickt haben, der seiner Ansicht nach aber nie gestorben ist.«

Roy lachte. »Demzufolge müßte er noch irgendwo dort unten sitzen und seinen Schatz bewachen.«

Jimmy nickte. »Ja, das glaubt Thornton Libber.«

»Blödsinn«, sagte Roy. »Libber ist ein Spinner, das wissen wir alle. Der erzählt gern unheimliche Geschichten und liebt es, in alles und jedes etwas hineinzugeheimnissen. Wie kann Nimu Brass nach Hunderten von Jahren noch leben? Noch dazu auf dem Meeresgrund! Und wieso hat ihn noch niemand zu Gesicht gekriegt? Nein, Jimmy, ich sagte dir, über Brass und seine Mannschaft brauchen wir uns den Kopf nicht zu zerbrechen. Von denen sind nicht einmal mehr die Knochen übrig.«

»Wenn Nimu Brass aber mit dem Teufel im Bunde war…«, überlegte Charlie laut.

»Was dann?« fragte Roy.

»Dann könnte er die Zeiten überdauert haben. Sogar auf dem Meeresgrund.«

Roy tippte sich an die Stirn. »So was ist doch Quatsch, Junge.«

»Ich habe heute zwei Dämonenjäger in Dr. Nelsons Haus kennengelernt«, erzählte Charlie le Mat. »Der eine heißt Tony Ballard. Sein Freund hört auf den seltsamen Namen Mr. Silver. Den hättet ihr sehen sollen. Sein Haar besteht aus puren Silberfäden, die Augenbrauen ebenfalls. Er ist mehr als zwei Meter groß. Ein hünenhafter Kämpfer.«

Roy grinste. »Sag bloß, die beiden sind nach Cullkirk gekommen, weil wir uns entschlossen haben, nach dem Schatz der toten Seelen zu tauchen.«

»Das natürlich nicht…«

»Hast du ihnen von unserem Vorhaben erzählt?«

»Ja.«

»Was meinten sie dazu?«

»Nichts. – Vielleicht hätten wir sie bitten sollen, mitzukommen.«

»Wozu denn das?«

»Zu unserem Schutz«, sagte Charlie.

»Mann, wie oft muß ich es denn noch sagen? Dort unten auf dem Meeresgrund gibt es nichts, wovor wir Angst zu haben brauchen«, sagte Roy Cassidy überzeugt. »Und jetzt reden wir nicht mehr darüber, okay? Oder möchtest du umkehren, Charlie? Soll ich dich nach Cullkirk zurückbringen? Sitzt dir auf einmal die Angst Im Nacken.«

»Ich bleibe selbstverständlich bei der Stange«, brummte Charlie le Mat. »Aber ich finde, es bringt nichts, wenn man wie du den Kopf in den Sand steckt.«

»Tu' ich doch gar nicht. Ich betrachte die Situation lediglich so, wie sie ist.«

Jimmy stieß Charlie mit dem Ellenbogen an. »Dämonenjäger? Richtige Dämonenjäger?« fragte er neugierig.

Charlie le Mat nickte. »Dr. Nelson arbeitet doch für die Weltgesundheitsorganisation. Er hat da einen amerikanischen Kollegen namens Frank Esslin. Ihn hat er zu seinem sechzigsten Geburtstag eingeladen. Dieser Esslin ist ein guter Freund von Tony Ballard und Mr. Silver. Da er nun schon mal aus den Staaten herüberkam, nahm er die Gelegenheit gleich wahr, seine Freunde, die in London wohnen, nach Cullkirk zu holen, um sie wiederzusehen und mit ihnen an der 800-Jahr-Feier unseres Dorfes teilzunehmen.«

»Ach, das ist der Grund, weshalb sie hier sind«, sagte Jimmy MacKenzie. »Und ich hatte schon den Verdacht, bei uns wäre irgend etwas nicht in Ordnung.«

»Bei uns ist alles in Butter!« rief Roy Cassidy. »Die Organisatoren haben ein Superfest vorbereitet, und wenn wir Glück haben, platzen wir da mittenhinein mit dem Schatz der toten Seelen.«

***

Seit Charlie le Mat von seinen Freunden abgeholt worden war, lag ein unverdaulicher Klumpen in meinem Magen. Frank Esslin, Marvin Nelson und Mr. Silver unterhielten sich angeregt, doch ich beteiligte mich nicht an dem Gespräch.

Ich war mit meinen Gedanken bei den drei jungen Leuten, die möglicherweise im Begriff waren, ihr Schicksal herauszufordern.

Ich hatte mich bei Marvin Nelson eingehend über den Piratenkapitän Nimu Brass informiert. Er mußte mir mehr von den Gerüchten, Sagen und Legenden berichten, die sich um die Person rankten.

Im Gegensatz zu ihm stand ich derartigen Dingen aufgeschlossener gegenüber. Ich wußte aus Erfahrung, daß man solche Überlieferungen niemals mit einem Schulterzucken abtun durfte.

Ein Körnchen Wahrheit war fast immer dran. Der Rest war im Laufe der Zeit hinzugedichtet worden. Aber solche Berichte hatten einen Grundstock.

Angeblich gab es in Cullkirk kaum einen, der an die Existenz Nimu

Brass’ glaubte.

»Es ist wie mit dem Seeungeheuer Nessie«, hatte Marvin Nelson gesagt. »Es taucht zwar immer wieder in den Zeitungsberichten auf, aber in Wirklichkeit existiert es nicht. Auch Nimu Brass’ Name fällt hin und wieder. Doch die, die über ihn sprechen, wissen nichts Präzises. Sie reimen sich einfach etwas zusammen, um sich interessant zu machen. Dennoch sind solche Geschichten der Grund dafür, daß sich immer wieder Leute finden, die den Wunsch haben, den Schatz der toten Seelen zu finden. Aber… Naja. Niemand ist in der Lage, etwas zu finden, was es niemals gegeben hat.«

Das war Nelsons Überzeugung.

Aber war die auch richtig?

Meine Gedanken schweiften ab. Ich dachte an Vicky Bonney, Lance Selby und die hübsche Oda, eine weiße Hexe, die – genau wie Roxane – dem Bösen abgeschworen hatte.

Dadurch stand sie nun auf Magos schwarzer Liste, und der Jäger der abtrünnigen Hexen hätte sie auch schon einmal beinahe erwischt. Aber zum Glück nur beinahe. [4]

Oda war ziemlich erschöpft nach dieser kräfteraubenden Flucht vor Mago. Doch inzwischen hatte sie sich einigermaßen erholt, und ich freute mich darauf, sie wiederzusehen. Sie und Lance waren ja wie die Turteltauben. Ich wünschte ihnen, daß dieses Glück recht lange anhalten würde. Sie verdienten es beide.

Während Marvin Nelson über das Programm sprach, das in Cullkirk ablaufen würde, kehrten meine Gedanken zu den drei jungen Leuten zurück. Ich hätte die Fahrt auf ihrem Boot gern mitgemacht.

»Tony! He, Tony!« sagte Frank Esslin eindringlich. »Sag mal, träumst du mit offenen Augen?«

Ich blinzelte. »Was gibt’s?«

»Ich habe dich gefragt, wann Vicky und die andern in Cullkirk eintreffen werden.«

»Weiß ich nicht«, antwortete ich. »Wir haben keinen Zeitpunkt vereinbart. Kommt darauf an, womit sie reisen.«

»Ich nehme an, sie nehmen einen von Peckinpahs Hubschraubern«, sagte Mr. Silver.

»Wir könnten Peckinpah ja mal anrufen«, meinte Frank.

»Eigentlich hätte ich auch ihm den Vorschlag machen sollen, nach Cullkirk zu kommen.«

»Ich glaube, er kann zur Zeit von London nicht weg«, sagte ich.

»Er hat zuviel um die Ohren.«

»Ja, ja, die lieben Geschäfte«, sagte Frank Esslin schmunzelnd.

»Ohne die kann er nicht sein.«

»Sie sind sein Leben. Keiner hat so ein Händchen für lukrative Abschlüsse wie er. Er ist ein ›Mister Goldfinger‹«, sagte ich.

Frank setzte sich mit Peckinpah in Verbindung und erfuhr, daß sich Vicky Bonney, Lance Selby und Oda soeben auf dem Weg zum Airport befanden, wo ein vollgetankter Helikopter – aus Peckinpahs Luftflotte – startklar auf sie wartete.

Demnach konnten wir mit dem Eintreffen unserer Freunde in etwa zwei Stunden rechnen. Vorausgesetzt sie kamen gut durch das Londoner Verkehrsgewühl.

»Ist irgend etwas, Tony?« erkundigte sich Mr. Silver. »Du wirkst die meiste Zeit geistesabwesend, sitzt da, sagst kein Wort, starrst nur vor dich hin.«

»Ich denke an Charlie le Mat und seine Freunde«, entgegnete ich.

Der Hüne mit den Silberhaaren nickte. »Das dachte ich mir.«

Früher hatte er meine Gedanken lesen können, das schaffte er nun nicht mehr. Er war zwar seiner Herkunft nach immer noch ein Ex-Dämon. Aber er hätte seinen Fähigkeiten nach ebensogut ein Mensch sein können. Nur sein Wille war ausgeprägter als zum Beispiel meiner. Ein Glück, sonst hätte er sich das Höllenschwert nicht Untertan machen können.

»Nimu Brass' Geschichte hat Sie in ihren Bann geschlagen, nicht wahr, Mr. Ballard«, sagte Marvin Nelson lächelnd.

Ich schob mir ein Lakritzbonbon in den Mund. »Allerdings. Im Gegensatz zu Ihnen bin ich bereit, die Gerüchte zu glauben. Wenn Sie diesbezüglich schon so viel erlebt hätten wie wir, würden Sie über diese Dinge vermutlich genauso denken wie ich.«

»Schon möglich«, gab Marvin Nelson zu. »Was befürchten Sie?«

»Daß sich Charlie le Mat mit seinen Freunden in große Gefahr begibt.«

»Es haben schon so viele Männer nach dem Schatz der toten Seelen gesucht…«

»Und es ist nie etwas passiert – das wollten Sie doch sagen, nicht wahr?«

»So ist es.«

»Das schließt nicht aus, daß eines Tages doch etwas passieren könnte.«

»Das natürlich nicht, wenn… etwas Wahres an den alten Geschichten ist.«

»Nehmen wir doch mal an, es hat diesen Piratenkapitän wirklich gegeben. Er soll sehr grausam gewesen sein. Solche Menschen fallen dem Teufel sehr bald auf. Asmodis kann mit Nimu Brass ein Arrangement getroffen haben. So etwas ist nicht erst einmal geschehen. Immerhin machte sich Brass um die Hölle sehr verdient. Dafür könnte ihm der Fürst der Finsternis ewiges Leben geschenkt haben, damit er immer weitermachen kann…«

Nelson fiel mir ins Wort: »Okay, ich will mal auf Ihre Idee eingehen,

Mr. Ballard. Wie erklären Sie sich dann aber, daß kein Mensch Nimu Brass und sein Schiff nach dieser Orkankatastrophe je wiedersah? Hätte, wenn Ihre Theorie stimmt, Nimu Brass nicht schon längst wieder zum Vorschein kommen müssen?«

»Die Hölle hat Zeit«, erwiderte ich. »Hundert, ja selbst tausend Jahre sind für sie gar nichts, gemessen an der Ewigkeit. Es gibt Dämonen, die schlafen jahrtausendelang, und irgendwann einmal, wenn keiner mehr an sie denkt, erheben sie sich wieder. So kann es auch in Nimu Brass' Fall sein. Manchmal genügt ein geringer Anstoß, und das Grauen bricht auf wie ein eitriges Geschwür.«

Nelson leckte sich die Lippen. »Meine Güte, Sie verstehen es, einen zu beunruhigen, Mr. Ballard.«

»Ich sagte nicht, daß etwas passieren muß, sondern nur, daß etwas passieren kann, Mr. Nelson. Deshalb könnte es nicht schaden, wenn wir die Schatzsuche der drei jungen Leute ein wenig überwachen würden. Wissen Sie, wo Charlie le Mat und seine Freunde tauchen werden?«

»Ungefähr«, sagte Marvin Nelson.

»Ist es schwierig, ein Boot in Cullkirk aufzutreiben?«

»Ich stelle Ihnen meines zur Verfügung«, sagte Nelson.

»Das ist ein Wort«, erwiderte ich erfreut und erhob mich, denn ich hatte das eigenartige Gefühl, daß ich bald gebraucht werden würde. Mochte der Teufel wissen, wieso ich das spürte.

***

Sie konnten ihn nicht sehen, aber er sah sie. Atax hatte die Gestalt einer grauen Wolke angenommen, die über der Stelle hing, wo Roy Cassidy den Treibanker ins Wasser geworfen hatte.

Er beobachtete sie genau. Keiner ihrer Handgriffe entging ihm.

Sie würden ein schlafendes Raubtier wecken!

Cullkirk sollte schreckliche Tage erleben, dafür wollte Atax, die Seele des Teufels, sorgen. Das Grauen sollte über die Menschen hereinbrechen. Mit einer Wucht, der keiner gewachsen war.

Auch Tony Ballard und seine Freunde nicht. Eine Flut des absoluten Horrors würde sie alle überschwemmen und vernichten.

Atax war begeistert. Er freute sich auf den tödlichen Schlag, zu dem er bereits ausgeholt hatte.

Nimu Brass und seine Schreckensmannschaft, deren Gebeine dort unten auf dem Meeresgrund – tief im Sand vergraben – lagen, würden ihm als Werkzeug dienen.

Atax besaß die Kraft, die Piraten aus der Versenkung hochzuholen und gegen Cullkirk zu schicken.

Aus der Wolke stach ein dünner, violett schimmernder Lichtstrahl. Ein mächtiger schwarzer Impuls war es, dem man seine enorme Kraft

nicht ansah.

Wie eine Lichtlanze stach der Strahl ins Wasser, schoß in die Tiefe und senkte sich in den Meeresboden. Der schwere Sand überzog sich mit einer violetten Haut, die sich oval ausbreitete.

Von ihr gingen schwarze Kräfte aus, die das zerschmetterte Schiff und die Gebeine der Piraten erreichten.

Die Skelette zuckten.

Sie bewegten sich in ihrem nassen Grab. Ein seltsames Leuchten erfaßte die Knochen, die tief im Sand vergraben waren.

Rohes Fleisch setzte sich an die Gebeine. Blutleere Adern durchzogen es. Die Piratenkörper bildeten sich neu. Alte Seemannskleidung hüllte sie schon bald ein.

Ein unheimlicher Geselle nach dem anderen entstand auf diese Weise – bis Kapitän Nimu Brass’ Piratenmannschaft wieder komplett war.

Der erste Teil von Atax’ Vorbereitungen war damit abgeschlossen. Teil zwei sollte in Kürze folgen.

***

Roxane war erschöpft. Seit Tagen irrte sie durch die Dimensionen, wobei sie stets auf der Hut sein mußte, daß Mago ihre Spur nicht fand. Seit Wochen suchte sie nach dem Tunnel der Kraft. Jedem kleinen Hinweis ging sie nach. Unermüdlich wechselte sie von einer Dimension in die andere. Das kostete sie viel Kraft, doch sie war bereit, für ihren Freund Mr. Silver das Letzte zu geben.

Er mußte wiedererstarken, bevor ein Dämon die Chance nützte und den »schwachen« Mr. Silver attackierte. Die Zeit drängte.

Bestimmt war im Schattenreich bereits bekannt, wie es um den Hünen stand. Es mußte sich nur noch ein Schwarzblütler finden, der sich die Sporen verdienen wollte.

Auf ihrem Weg durch die Dimensionen paßte Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, vor allem auf die Grenzen auf, die nicht immer klar zu erkennen waren.

Manchmal verschwammen sie so sehr, daß der Übergang von einer Dimension in die andere beinahe nahtlos war.

In irgendeiner Dimensionsfalte sollte der Tunnel der Kraft verborgen sein, das hatte Pakka-dee, der Mann aus der Welt des Guten, gesagt, und das wußten auch Mr. Silver und Roxane.

Aber leider wußten sie nicht mehr. Deshalb war es ja so schwierig, den Standort des Tunnels auszuforschen.

Von einer Hexe hatte Roxane schließlich den Tip erhalten, sich doch mal auf der Prä-Welt Coor umzusehen, und hier war sie nun, in diesem gefährlichen Reich der Zauberer, Drachen und Monster.

Es hieß, daß derjenige, der den Tunnel der Kraft erreichen wollte, einen gefahrvollen Weg zu gehen hatte. Nur jene, die diesen Weg

unbeschadet zurückgelegt hatten, konnten wiedererstarken.

Roxane fühlte, daß sie dem Tunnel der Kraft näher war als je zuvor. Doch wo lag der Weg, den Mr. Silver beschreiten mußte?

Die schöne grünäugige Hexe mit den langen pechschwarzen Haaren wollte den Anfang dieses Weges finden.

Sobald sie ihn entdeckt hatte, wollte sie Mr. Silver nach Coor holen. Vielleicht auch Tony Ballard, wenn er auf dem blauen Planeten Erde abkömmlich war. Und dann würden sie sich gemeinsam zum Tunnel der Kraft durchschlagen.

Roxane saß im Schatten eines Felsens. Ihre Glieder waren bleischwer. Gern wäre sie zur Erde zurückgekehrt, um sich in Tony Ballards Haus zu erholen, doch das gestattete sie sich nicht.

Die Zeit drängte. Es war ungemein wichtig, den Tunnel der Kraft so rasch wie möglich zu finden.

Vielleicht bereitete die Unterwelt in diesem Moment gerade einen Angriff auf Mr. Silver vor. Er war so verletzbar wie nie zuvor. Die Hölle mußte das einfach ausnützen.

Aber es durfte Mr. Silver nichts geschehen. Roxane hätte einen solchen Schmerz nicht überlebt.

Wie lange kannten sie einander schon? Seit Ewigkeiten. Da sie keine Menschen waren, rechneten sie auch nicht mit deren Zeitmaß. Der Tag, an dem sie sich zum erstenmal begegneten, lag schon sehr lange zurück.

Roxane erschauerte. Sie erinnerte sich noch sehr gut an ihre erste Begegnung mit Mr. Silver. Es hatte bei ihr wie ein Blitz aus heiterem Himmel eingeschlagen – und bei ihm auch. Sie hatten auf Anhieb gewußt, daß sie zueinander gehörten, daß sie füreinander bestimmt waren.

Aber dann brachen für alle Abtrünnigen schlimme Zeiten an. Die Wirrnisse rissen Roxane und Mr. Silver auseinander. Sie verloren sich aus den Augen und begegneten einander erst viel später in einer Stadt im Jenseits ganz kurz wieder.

Diese Begegnung ließ in Roxane den Entschluß reifen, bei Mr. Silver und Tony Ballard auf der Erde vor Mago, dem Schwarzmagier, Zuflucht zu suchen. Dieser Schritt war goldrichtig gewesen. Ohne den Schutz dieser beiden Freunde wäre Roxane wahrscheinlich dem Jäger der abtrünnigen Hexen und seinen grausamen Schergen zum Opfer gefallen.

Sie gehörte seither zum Ballard-Team und setzte ihre außergewöhnlichen Kräfte dafür ein, wo immer sie konnte.

Obwohl sie schon viel für das Team getan hatte, fand sie, daß es immer noch nicht genug war.

Das schöne Mädchen seufzte. Es war Zeit, aufzustehen und weiterzusuchen.

Roxane erhob sich. Sie vernahm ein seltsames Rauschen und hob den Kopf. Ein Flugdrachen peitschte die Luft mit seinen weiten ledernen Flügeln. Roxane preßte sich an den Felsen, um von dem riesigen Tier nicht erspäht zu werden. Sie wollte von dem gefährlichen Drachen nicht angegriffen werden.

Das Rauschen entfernte sich schnell – und mit ihm die feuerspeiende Bestie. Roxane atmete erleichtert auf.

Auf Coor mußte die Aufmerksamkeit ständig unter Hochspannung stehen. Die kleinste Unachtsamkeit konnte einem zum Verhängnis werden. Roxane schaute sich um. Eine tückische Stille umgab sie, der sie nicht trauen durfte.

Als sie ihren Weg fortsetzen wollte, gellte ein verzweifeltes Brüllen an ihr Ohr. Es ging ihr durch Mark und Bein. Erschrocken wirbelte sie herum. Da schrie jemand in höchster Not. Roxane konnte nicht anders, sie mußte helfen. Es wäre ihr unmöglich gewesen, einfach ihres Weges zu gehen und das schreckliche Gebrüll zu ignorieren. Diese ausgeprägten Tendenzen zum Guten hatten sie ja veranlaßt, schon vor langer Zeit die Seiten zu wechseln. Sie eignete sich nicht dafür, nach den Gesetzen der Hölle zu leben.

Roxane hetzte los, an dem Felsen vorbei, in dessen Schatten sie gerastet hatte. Wer immer ihre Hilfe brauchte, er sollte sie bekommen.

Die Hexe aus dem Jenseits eilte an einer Felswand entlang.

Rechterhand lag eine flache Senke, die sich zu einem düsteren Wald hinstreckte.

Die Felswand wies zahlreiche Löcher auf. Wie Schweizer Käse.

Und aus einem dieser Löcher gellte das markerschütternde Gebrüll. In fiebernder Hast suchte Roxane die betreffende Öffnung.

Alle außer einer waren mehr oder weniger schwarzgraue Löcher.

Nur eine Öffnung leuchtete blutrot.

Roxane sah einen Dreizack, der waagrecht vor den Höhleneingang gespreizt war. Zwei Hände klammerten sich an den Schaft. Eine Hand rutschte soeben ab.

Und dann die zweite…

In diesem Augenblick erreichte Roxane die Öffnung. Sie sah einen häßlichen Gnom, der von einem ungeheuren Sog erfaßt worden war und in die Tiefe dieses roten Höllenschlunds hinabgerissen werden sollte.

Er rutschte zurück.

Roxane packte zu. Sie erwischte die Handgelenke des Gnoms, der sich bereits aufgegeben hatte. Der Sog zerrte an seinem kleinen, gedrungenen Körper. Der Höllenrachen wollte ihn nicht mehr hergeben.

Auch Roxane wurde von dem gefährlichen Sog erfaßt. Sie merkte, wie ihre Hände von den Handgelenken des Gnoms abrutschten,

während sie sich verbissen gegen den Höhlenrand stemmte.

Der unglückliche Gnom zappelte und strampelte. Er kämpfte verzweifelt um sein Leben, das Roxane auch nicht mehr retten zu können schien.

»Ergreife meine Handgelenke!« schrie die Hexe in die Höhle.

Das Brausen des Sogs zerzauste ihr Haar, sein Heulen machte sie fast taub.

Die Finger des Gnoms schnappten um ihre Handgelenke zu. Der Doppelgriff brachte eine vage Aussicht auf Erfolg. Roxane preßte die Kiefer zusammen. Ihr hübsches Gesicht verzerrte sich.

Obwohl sie müde war, brachte sie die Kraft auf, den Gnom Stück für Stück näher an sich heranzuziehen.

Er versuchte mitzuhelfen, stemmte die Füße auf den Boden, glitt jedoch immer wieder ab und pendelte manchmal wie eine Kunststoffpuppe im Sturm des mächtigen Sogs.

Roxane atmete schwer. Sie bog ihren Oberkörper zurück, setzte den Fuß auf den Felsen und drückte dagegen. Schweiß glänzte auf ihrer Stirn. Sie mußte ihre letzten Kraftreserven mobilisieren, um nicht im entscheidenden Augenblick schlappzumachen.

Endlich ragte der Kopf des Gnoms aus der Öffnung.

Noch war nichts gewonnen. Wenn Roxane den Kleinen jetzt schon losgelassen hätte, wäre er sofort wieder in die Höhle zurückgeflutscht. Sie stemmte sich weiter gegen den Höllensog.

Bald ragte auch der Oberkörper des Gnoms aus dem roten Todesschlund, und schließlich folgten seine kurzen, zappelnden Beine.

Kaum war er aus der Höhle heraus, da riß die Kraft, die ihn so gewaltig gepackt hatte, jäh ab.

Es war, als hätte jemand den gigantischen Staubsauger abgestellt. Das rote Leuchten verschwand. Kein Heulen und Brausen war mehr zu hören. Die Höhle sah von einem Moment zum andern wieder wie alle anderen Öffnungen im Felsen aus.

Die Falle hatte sich schon wieder perfekt getarnt und wartete auf ihr nächstes Opfer.

***

Vielleicht würde es nicht mehr als eine kleine Spazierfahrt. Ich wäre froh gewesen, wenn wir auf keine schwarzen Sendboten gestoßen wären. Es mag zwar so aussehen, als wäre ich ganz scharf darauf, immerzu gegen die Mächte der Finsternis zu kämpfen, doch der Schein trügt. Es wäre mir viel lieber gewesen, wenn die Hölle eine Weile Ruhe gegeben hätte.

Aber ich hatte im Laufe der Zeit eine Nase für faule Dinge entwickelt, und ich hatte es mir zur Gewohnheit gemacht, stets darauf zu reagieren. Auf diese Weise hatte ich schon einige geplante Attacken

der schwarzen Macht im Ansatz zunichte machen können.

»Kommen Sie mit?« fragte ich Marvin Nelson.

Er schüttelte den Kopf. »Sollten Sie mit Ihrer Befürchtung recht haben, wäre ich Ihnen keine Hilfe, Mr. Ballard, sondern höchstens ein Hemmschuh.«

»Soll ich euch begleiten, Tony?« fragte Frank Esslin.

»Nicht nötig«, erwiderte ich. »Silver und ich sehen den Jungs ein bißchen beim Tauchen zu, und sollte sich herausstellen, daß alles in Ordnung ist, sind wir noch vor dem Eintreffen unserer Freunde aus London wieder zurück.«

Für Mr. Silver tauchte die Frage auf: Wohin mit dem Höllenschwert? Es erschien ihm zu gefährlich, die Waffe unbeaufsichtigt in Nelsons Haus zurückzulassen, deshalb nahm er sie mit.

Als wir auf die Straße traten, explodierten ein paar kleine Knallkörper, die zwei Betrunkene angezündet hatten. Als es ohrenbetäubend laut krachte, kicherten die Männer, umarmten sich und führten einen Freudentanz auf.

»Für die hat die Geburtstagsfeier von Cullkirk bereits begonnen«, sagte Mr. Silver grinsend.

»Von der Sorte werden bald mehr zu sehen sein«, gab ich zurück.

»Hast du vor, dich ebenfalls vollaufen zu lassen, wenn sich herausstellt, daß alles okay ist?«

»Nein, wozu?«

»Ich habe dich noch nie betrunken gesehen.«

»Das wirst du wohl auch weiterhin nicht erleben. Ich meine, ich trinke zwar ab und zu ganz gern ein Gläschen, aber von sinnlosem Alkoholreinschütten halte ich nichts.«

»Wenn du das auch Charlie le Mat gesagt hättest, hätte er wahrscheinlich über deinem Kopf einen Heiligenschein leuchten gesehen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich bin kein Heiliger. Ich habe nur etwas gegen alles Übertriebene.«

Wir erreichten den Hafen und begaben uns an Bord von Marvin Nelsons Boot.

»Mach die Leinen los«, verlangte ich von Mr. Silver.

Nachdem er es getan hatte, sagte er: »Du kannst in See stechen, Meister.«

»Womit denn stechen?« fragte ich schmunzelnd.

»Ach, das heißt doch bloß so.«

»Tatsächlich?«

Mr. Silvers Brauen zogen sich unwillig zusammen. »Komm, Tony, nimm jemand anders auf den Arm, ja?«

»Sehr gern. Du bist mir nämlich ohnedies zu schwer.«

Wir verließen den Hafen von Cullkirk. Von Marvin Nelson wußten

wir, welche Richtung wir einschlagen mußten, und während wir über das Wasser brausten, drückte ich Charlie le Mat und seinen Freunden die Daumen.

***

Die Freunde waren einander beim Anziehen und beim Umhängen der Preßluftflaschen behilflich. Roy Cassidy breitete die Seekarte auf dem Yachtboden aus. Sie setzten sich darum herum. Charlie le Mat blickte zu den Klippen hinüber, an denen das Piratenschiff einst zerschellt sein sollte.

»Wir gehen so vor, wie wir es besprochen haben«, sagte Roy.

Sie hatten die Planquadrate numeriert. Kleine Felder waren es, und jeder Taucher sollte eines übernehmen. »Nummer eins kriegst du, Jimmy.«

Jimmy MacKenzie nickte. »Okay.«

»Nummer zwei ist für dich, Charlie.«

»Einverstanden.«

»Bleibt für mich Nummer drei«, sagte Roy Cassidy. »Vergeßt nicht, auch tief in den Sand hinabzuwühlen. Da schon viele vor uns den Schatz der toten Seelen gesucht, aber nicht gefunden haben, bin ich der Ansicht, daß diese Leute nicht gründlich genug gesucht haben. Wenn wir also Erfolg haben wollen, müssen wir gewissenhafter sein als unsere Vorgänger, ist das klar?«

»Glasklar«, sagte Charlie le Mat.

»Da die Planquadrate eng beisammen sind, werden wir einander die meiste Zeit sehen. Es sei denn, Felsen verdecken die Sicht. Sollte einer von uns eine Entdeckung machen, ist er verpflichtet, die anderen davon umgehend in Kenntnis zu setzen, damit wir uns dann zu dritt auf diese Stelle konzentrieren können.«

Charlie und Jimmy nickten zustimmend.

»Noch irgendwelche Fragen?« erkundigte sich Roy.

Charlie und Jimmy schüttelten gleichzeitig den Kopf.

»Dann wollen wir uns nun kopfüber in das Abenteuer stürzen«, sagte Roy Cassidy und faltete die Seekarte zusammen.

Die Freunde standen auf, setzten die Tauchermasken vor die Augen und nahmen die Mundstücke der Atemgeräte zwischen die Zähne. Dann holte sich jeder seinen Leichtmetallspaten, und auf Roys Zeichen sprangen sie gleichzeitig ins Wasser.

Tiefblau waren die Fluten. Roy, Jimmy und Charlie drehten sich, so daß ihre Köpfe nach unten wiesen, und dann paddelten sie mit kräftigen Flossenschlägen in die Tiefe.

Das war der Moment, wo Atax Teil zwei seiner Vorbereitungen ausführte.

Die Seele des Teufels schickte einen schwarzmagischen Kraftstoß ins

Meer, das um die Taucher herum plötzlich kalt zu kochen begann. Ein wirbelnder Strudel erfaßte Roy Cassidy, Jimmy MacKenzie und Charlie le Mat. Das tiefe Blau wurde zu einem undurchdringlichen Schwarz. Die jungen Taucher konnten die eigene Hand nicht mehr vor den Augen sehen.

Sie wurden zu Spielbällen unvorstellbarer Gewalten, kreiselten um eine unsichtbare Achse und wurden in einen tiefen schwarzen Trichter hinabgerissen.

Höllenkräfte wühlten den Meeresboden auf und legten die Wrackteile des Piratenschiffs frei. Gleichzeitig rissen sie auch Kapitän Nimu Brass und seine Mannschaft aus dem sandigen Grab.

Die Toten erhoben sich!

Aber das konnten Jimmy, Roy und Charlie nicht sehen.

Breitbeinig stand Nimu Brass im Sturm der schwarzen Kräfte.

Ein häßlicher, bärtiger Geselle mit grausamen Augen. Er trug einen breiten Ledergürtel um die Mitte und einen alten Seemannshut auf dem Kopf. Er war die Verkörperung des Bösen.

Niemals hatte er das Leben seiner Mitmenschen verschont. Sein Weg war mit vielen Leichen gepflastert gewesen – und nun, nach so langer Zeit der Ruhe, war er wieder da, um sein schreckliches Treiben fortzusetzen.

Der reißende Strudel legte auch große schwere Kisten frei. In ihnen befand sich der Schatz der toten Seelen: Gold und Silber, Juwelen und Geschmeide. Alles, was dem teuflischen Piratenkapitän einst in die Hände gefallen war.

Nimu Brass wandte sich langsam um.

Sein kalter Blick richtete sich auf die Mannschaft.

Grauenerregende Gesellen wie er warteten auf sein Kommando.

Schlammiger Sand wirbelte um sie herum. Sie standen reglos da. Die Höllenkräfte, die das Meer so gewaltig aufwühlten, ließen sie unbehelligt. Nimu Brass erteilte ihnen einen stummen Befehl.

Die furchterregenden Gestalten fächerten auseinander. Sie versteckten sich und warteten auf die Taucher.

Charlie le Mats Herz hämmerte wild gegen die Rippen. Waren sie in ein Seebeben geraten?

Die Kräfte, die das Meer kalt aufkochen ließen und in einen schwarzen Strudel verwandelten, ließen allmählich nach. Die See kam zur Ruhe. Die Schwärze vor den Taucherbrillen verschwand.

Charlie konnte seine Umgebung wieder wahrnehmen.

Er sah Roy Cassidy, der sich in seiner Nähe befand. Aber er konnte Jimmy MacKenzie nirgendwo entdecken. War Jimmy etwas zugestoßen?

Nein. Jimmy war aus dem unheimlichen schwarzen Strudel herausgeschleudert worden, und der Junge erkannte die Zeichen.

Gefahr! Eine tödliche Gefahr lauerte dort unten auf sie. Die Angst sprang Jimmy MacKenzie, den Sohn des Bürgermeisters, an wie ein reißendes Tier. Er verlor fast den Verstand. In seinem Kopf hatte nur noch ein Gedanke Platz: Flucht!

Irgend etwas stimmte hier nicht. Dämonische Kräfte mußten das Meer aufgepeitscht haben. Jimmy verlor seinen Mut. Er wagte nicht mehr mit den Freunden in die Tiefe zu tauchen. Wenn sie klug waren, kehrten sie mit ihm zur Yacht zurück.

Dem Jungen kam es vor, als habe eine Höllenfaust ins Meer geschlagen. Er wußte nicht, woher diese unbeschreibliche Kraft kam. Er glaubte aber zu wissen, daß hier der Teufel seine Hand im Spiel hatte.

Nicht Nimu Brass war für diesen schwarzen Strudel verantwortlich, das stand für Jimmy MacKenzie fest. Das mußte ein Mächtigerer als er getan haben, und da sich Jimmy in der schwarzen Hierarchie nicht auskannte, kam dafür seiner Ansicht nach nur einer in Frage: der Höllenfürst!

Während er wie von Sinnen mit kräftigen Flossenschlägen der Wasseroberfläche zustrebte, kehrten Charlie le Mat und Roy Cassidy nicht um.

Roy hatte nämlich eine kolossale aufregende Entdeckung gemacht. Er wies fasziniert auf Wrackteile des Piratenschiffs, die der schwarze Strudel freigelegt hatte.

Der erste Beweis dafür, daß Kapitän Nimu Brass keine Erfindung von Märchenerzählern war. Er hatte wirklich existiert. Roy machte sich keine Gedanken darüber, wer den Wasserstrudel hervorgerufen hatte. Das Wrack des alten Piratenschiffs faszinierte ihn viel zu sehr. Außerdem schürte Atax' Magie ihre Unvorsichtigkeit.

Er wies auf die Schiffsplanken, die zum Teil noch im sandigen Meeresboden steckten. Charlie le Mat nickte. Auch er hatte das Wrack entdeckt, und er war ebenso begeistert wie Roy.

Wer immer für den gewaltigen Strudel verantwortlich war, die beiden Taucher waren ihm dafür dankbar, denn nun blieb ihnen langes Graben und eine Suche am falschen Ort erspart. Das Wrack lag vor ihnen wie auf einem Präsentierteller.

Sie schwammen aufgeregt darauf zu. Charlie fragte seinen Freund umständlich mit Handzeichen nach Jimmy MacKenzie.

Roy wies mit dem Daumen nach oben. Er hatte Jimmy umkehren sehen. Charlie war darüber sichtlich erleichtert. Er hatte schon befürchtet, Jimmy wäre irgend etwas zugestoßen.

Wenn der Junge es aber nur mit der Angst zu tun gekriegt hatte, war das nicht weiter schlimm. Sie würden ihn deshalb später nicht einmal hänseln, sondern Verständnis dafür zeigen. Einen kurzen Augenblick lang hatten sie ja selbst beide daran gedacht, zur Yacht

zurückzukehren, nachdem sich das Meer beruhigt hatte.

Wie das Gerippe eines vorsintflutlichen Ungeheuers lag das Wrack des Piratenschiffs vor ihnen. Charlie le Mat fragte sich leicht schaudernd, ob sie die Skelette der Mannschaft darin finden würden. Und noch etwas fragte er sich: Bist du wirklich hart genug für einen Dämonenjäger? Vielleicht mußt du’s in Kürze beweisen…

***

»Dort vorn, die Yacht, Tony!« sagte Mr. Silver.

Ich nickte. Da weit und breit kein anderes Schiff zu sehen war, konnten wir annehmen, daß auf dieser Yacht Charlie le Mat uns seine Freunde hierher gekommen waren. Fast genau über dem Schiff hing eine graue Wolke, der mein Freund und ich jedoch keine Bedeutung beimaßen. Wenn wir geahnt hätten, daß das Atax, die Seele des Teufels, war…

Doch wie hätten wir auf diese Idee kommen sollen?

Ich hielt auf die Yacht zu, drehte bei, und Mr. Silver warf eine Leine nach drüben. Nachdem er sie festgezurrt hatte, rief er:

»Ahoi! Ist jemand an Bord?«

Keine Antwort.

»Die befinden sich garantiert schon im Wasser«, bemerkte ich.

Der Ex-Dämon schüttelte den Kopf. »Was junge Leute für einen Eifer entwickeln können.«

Ich grinste. »So etwas ist einem Faulpelz wie dir unbegreiflich, nicht wahr?«

»Blödmann!« brummte der Hüne und sprang nach drüben. Sein Schwert nahm er mit. Er warf einen Blick unter Deck. »Niemand da!« rief er herüber.

Ich gesellte mich zu ihm. Da sahen wir, wie der Kopf eines Tauchers plötzlich die Wasseroberfläche durchstieß. Der Junge schwamm hastig zum Heck und kletterte über die Badeleiter an Bord. Mich beunruhigte seine Hektik. War unter Wasser irgend etwas schiefgegangen? Jetzt schon?

Als der Taucher uns erblickte, erschrak er. Er schaute Mr. Silver mit großen Augen an und schien dann zu wissen, wen er vor sich hatte. Ich nahm an, daß ihm Charlie le Mat von uns erzählt hatte.

Mr. Silver war eine so markante Persönlichkeit, daß man ihn selbst auf die dürftigste Beschreibung hin sofort erkannte. Man brauchte nur zu sagen: Ein Mann mit silbernen Haaren – das reichte.

Der Junge riß sich die Taucherbrille vom Gesicht und das Mundstück des Atemgeräts heraus. Er kam keuchend auf uns zu.

»Sie sind Tony Ballard und Mr. Silver, nicht wahr?«

»Richtig, und wie heißen Sie?« wollte ich wissen.

»Jimmy MacKenzie. Ich bin der Sohn des Bürgermeisters von

Cullkirk.«
»Sie sehen aus, als wäre Ihnen dort der Leibhaftige begegnet«, sagte Mr. Silver.
»Oh, Mann«, stöhnte Jimmy. Er schnallte die Preßluftflaschen ab. Dann setzte er sich auf eine Polyesterbank und streckte uns seine Hände entgegen. »Sehen Sie, wie ich zittere.«
»Was ist passiert?« wollte ich wissen.
»Wir sprangen ins Wasser, waren zum Meeresgrund unterwegs… Da brach plötzlich so etwas wie die Generalprobe zum Weltuntergang los.«
»Das müssen Sie uns etwas genauer erzählen«, verlangte Mr. Silver.
»Ich hatte den Eindruck, das Meer würde um uns herum plötzlich kochen. Und dann…«
»Und dann?« fragte ich drängend.
»Dann wurde mir plötzlich schwarz vor den Augen. Nein, nicht vor den Augen. Vor meiner Taucherbrille wurde es schwarz. Ja, das Meer verfärbte sich pechschwarz.«
Ich warf Mr. Silver einen beunruhigten Blick zu. »Was hältst du davon?«
»Möglicherweise gerieten die Jungs in ein schwarzmagisches Kraftfeld.«
»Wer kann es errichtet haben? Nimu Brass?«
»Da bin ich im Augenblick leider überfragt«, erwiderte der Ex-Dämon und zuckte die Schultern.
»Wir wurden von einem gewaltigen Strudel erfaßt«, berichtete Jimmy MacKenzie weiter. »Meine Güte, ging's da rund. Wir wurden in die Tiefe gerissen. Ich konnte nichts sehen, bekam es mit der Angst zu tun und schlug um mich. Möglicherweise erreichte ich damit, daß ich aus dem Strudel rausgeschleudert wurde. Ich kehrte sofort um.«
»Und die andern?« fragte ich nervös. »Roy Cassidy und Charlie le Mat?«
»Die sind noch unten.«
Ich eilte zur Reling und starrte ins Wasser. Aber es war zu tief.
Ich konnte nichts sehen.
Gleichzeitig hatte ich das Gefühl, ein brennender Blick wäre auf mich gerichtet. Ich drehte mich beunruhigt um. Jimmy und Mr. Silver starrten mich nicht an. Verdammt noch mal, wer tat es?
Außer uns dreien befand sich niemand an Bord. Und über uns hing nur diese eine graue Wolke…

***

Charlie und Roy trennten sich. Roy Cassidy schwamm seitlich am Rumpf des Piratenschiffs entlang, während Charlie sich selbst bewies, daß er Mut hatte, indem er in eine finstere Luke hineintauchte. Seine

Spannung straffte sämtliche Nervenstränge.
Er bemühte sich, ruhig und regelmäßig zu atmen. Sobald sich seine Augen an die spärlichen Lichtverhältnisse gewöhnt hatten, bewegte er die Flossen. An seinem Gürtel hing ein Tauchermesser. Das nahm er nun in die Hand. Den Leichtmetallspaten hatte er – ebenso wie Roy – in diesem wilden Strudel verloren. Das wirbelnde Wasser hatte ihm dieses Werkzeug buchstäblich aus der Hand gerissen.
Mit dem Messer in der Hand schwamm er durch die Finsternis.
Ihm war unheimlich zumute. Mußte er mit einem Angriff rechnen?
Möglich war es.
Charlie drehte sich kurz um. Fische schwammen in kleinen Schwärmen auf die Öffnung zu, durch die er in das unheimliche Schiff gelangt war.
Ob es nicht vernünftiger gewesen wäre, mit Roy zusammenzubleiben? Sollte er umkehren? Weiterschwimmen?
Er schwamm weiter und erreichte eine Tür, die sich nicht öffnen ließ. Charlie le Mat fiel sogleich der Schatz der toten Seelen ein.
War er hinter dieser Tür?
Koste es, was es wolle, er mußte sie aufkriegen. Einen Griff hatte sie nicht. Charlie setzte das Messer zwischen Türblatt und Rahmen. Er drückte gegen den Griff, gab aber gleich wieder auf, denn er wollte nicht, daß die Klinge abbrach.
Sein Blick richtete sich auf den schrägen Schiffsboden. Er war mit Sand bedeckt. Das war der Grund, weshalb sich die Tür nicht öffnen ließ. Charlie le Mat schaufelte den Sand mit den Händen fort. Nach und nach legte er die Tür frei.
Danach setzte er die Messerklinge erneut an, und diesmal gelang ihm sein Vorhaben. Die Tür schwang langsam auf.
Und Charlie schoß eine bleiche Hand entgegen, die seine Kehle packen wollte!

***

Wie ein großer schlanker Fisch schwamm Roy Cassidy am Piratenschiff entlang. Er suchte nach einer anderen Möglichkeit, in das Wrack zu gelangen, schwenkte dann aber fast ruckartig ab, als er auf dem Meeresgrund zwischen Felsen eine Truhe stehen sah. Sie bestand aus massivem Holz und hatte dicke, rostige Beschläge aus gehämmertem Eisen.
Roy hatte das Gefühl, sein Herz würde hoch oben im Hals schlagen. Alle Leute, mit denen er über den Schatz der toten Seelen gesprochen hatte, hatten ihn entweder mitleidig belächelt oder ihm abgeraten, danach zu suchen, denn ihrer Meinung nach existierte das Gold des Kapitäns Nimu Brass nicht, wie es auch ihn – das war ihre Überzeugung – nie gegeben hatte.

Und nun diese Kiste.

Roy Cassidy glaubte zu wissen, daß sich Gold und Juwelen in ihr befanden. Er war felsenfest davon überzeugt, daß er auf einen Teil des Piratenschatzes gestoßen war.

Jahrhundertelang war das Gold hier vergraben gewesen, und Roy wußte nicht, ob es ihnen gelungen wäre, es zu finden, wenn ihnen dieser schwarze Strudel nicht zu Hilfe gekommen wäre. Sie hatten sich zwar vorgenommen, gründlicher als ihre Vorgänger zu suchen, doch das wäre noch keine Garantie für einen Erfolg gewesen.

Der Junge schwamm aufgeregt auf die Truhe zu, dieses Geschenk aus der Vergangenheit.

Das Blut vieler unglücklicher, unschuldiger Menschen klebte an Nimu Brass' Gold, und Roy wollte den Schatz der toten Seelen auch nicht für sich. Er und seine Freunde hatten beschlossen, das Gold – wenn sie welches finden wollten – beim Bürgermeister abzuliefern.

Bestimmt fiel dann die Prämie für sie ab, die sie getrost annehmen konnten, da sie sie sich ja redlich verdient hatten.

Das Gold der Piraten würde wahrscheinlich ins Dorfmuseum gebracht werden, und Roy träumte insgeheim davon, daß sein Name und die Namen seiner Freunde dann auf einer Inschrift zu finden sein würden.

Jeder Taucher trug unter seinem Neoprenanzug einen Kunststoffsack. Für den Fall, daß sie auf den Schatz stießen.

Roy freute sich besonders darüber, daß er der erste war, der fündig geworden war.

Er erreichte die alte Truhe. Ein kleiner grauer Krebs kroch über den Deckel. Roy fegte ihn mit einer raschen Handbewegung fort, als müsse er vor diesem Tier den wertvollen Schatz verteidigen.

Auch er besaß ein Tauchermesser. Dieses zog er nun aus der Gummischeide und setzte es an den rechten Eisenbeschlag. Mit zunehmender Kraft drückte er den Messergriff nach vorn – und die rostige Spange schnappte auf.

Roy hätte am liebsten einen Freudenschrei ausgestoßen. Er schob die Klinge unter die zweite Metallspange. Sie saß nicht ganz so fest. Als sie ebenfalls offen war, erschauerte Roy Cassidy wie im Fieber. Er steckte das Messer in die Scheide. Vorsichtig, beinahe ehrfürchtig tastete er den gewölbten Deckel ab.

Er zögerte einen Augenblick lang, ihn zu öffnen, aber dann drückte er ihn hoch, und sein starrer Blick fiel auf leuchtendes Gold, Münzen, Juwelen und Geschmeide. Eine strahlende, schimmernde, funkelnde Pracht war das.

Roy war überwältigt.

Er holte den Kunststoffsack hervor und fing an, das Gold mit der Hand hineinzuschaufeln.

Er sah nicht, was sich hinter ihm ereignete, sonst hätte er in heller Panik die Flucht ergriffen, denn hinter ihm war Kapitän Nimu Brass aufgetaucht.
Und der Geisterpirat war nicht allein…

***

Die Hand packte zu. Ihr Griff war grausam hart. Charlie le Mat verlor vor Schreck fast den Verstand. Er reagierte, so schnell dies im Wasser möglich war, bog den Oberkörper zurück, vermochte sich jedoch nicht zu befreien.
Ein bleicher Mann stieg aus der Dunkelheit. In seinen schwarzen Augen leuchtete es kalt. Er trug schäbige Seemannskleidung und hatte eine wulstige Narbe an der rechten Wange.
Charlie le Mat wußte nicht, ob er Nimu Brass persönlich oder einen seiner Piraten vor sich hatte. Es war auch nicht wichtig, diese Frage jetzt zu klären.
Viel wichtiger mußte es sein, sich von dem brutalen Würgegriff zu befreien. Charlie versuchte sich herumzuschrauben, doch das ließ der unheimliche Pirat nicht zu.
Der Unhold aus der Vergangenheit griff nun auch mit der zweiten Hand nach Charlies Kehle, und damit schien das Schicksal des Jungen besiegelt zu sein.
Charlie le Mat zog beide Beine an. Es stemmte sie gegen den Gegner, bäumte sich wild auf. Die Todesangst verlieh ihm zusätzliche Kräfte.
Der Unheimliche bleckte gelbe Zähne. Sein Gesicht verzog sich zu einem teuflischen Grinsen. Er war sich seiner Sache sicher, fühlte sich dem Jungen kräftemäßig überlegen.
Doch Charlie schaffte das schier unmögliche. Sein Druck wurde so stark, daß ihn der Pirat freigeben mußte. Als die eiskalten Totenfinger sich von Charlies Hals lösten, stieß er sich von dem Schrecklichen ab und schoß an den morschen Bohlen des Schiffes entlang.
Wo war die Öffnung, durch die er hereingelangt war? In der Aufregung konnte er sie nicht finden. Er blickte entsetzt zurück und sah, wie der Bleiche langsam durch das Wasser schritt.
Er schwamm nicht, er ging, und jeder seiner Schritte war dumpf polternd zu hören. Wahnsinn. Charlie le Mat sträubten sich die Haare. Nein, jetzt wußte er mit Sicherheit, daß er sich zum Dämonenjäger nicht eignete.
Es war nicht hart, nicht abgebrüht genug. Vielleicht fehlte ihm auch die Erfahrung. Jedenfalls reichte ihm diese Konfrontation mit dem Grauen.
Sie sollte ihm eine Lehre seine. Er würde bestimmt keine weitere mehr anstreben – vorausgesetzt er überlebte diese erste Begegnung überhaupt.

Wenn es einen lebenden Piraten gab, mußte es auch mehrere geben. Wo waren die andern? Auch auf dem Schiff? Oder hatten sie sich draußen versteckt?

Dann war auch Roy Cassidy in Gefahr. Großer Gott, Jimmy MacKenzie hatte das einzig Richtige getan. Der schwarze Strudel war eine Warnung gewesen, die sie nicht mißachten hätten dürfen. Das rächte sich nun auf eine grauenvolle Weise.

Charlie le Mat stieß mit der Schulter gegen ein eisernes Hindernis. Ein glühender Schmerz durchzuckte seinen Arm. Der Junge fragte sich bange, ob er je wieder aus diesem verfluchten Schiff herausfinden würde.

Der Pirat näherte sich ihm wie in Zeitlupe. Und trotzdem war der Bleiche nicht aufzuhalten. Nach wie vor verzerrte dieses widerwärtige Grinsen sein häßliches Gesicht.

Charlie stellte sich dem Unheimlichen mit dem Messer in der Hand. Er wartete nicht, bis der Pirat ihn angriff, sondern stemmte sich von der Wand ab und stieß sich ihm mit vorgestrecktem Messerarm entgegen.

Der blasse Seemann blieb stehen. Er wich nicht zurück, nicht zur Seite, traf keine Anstalten zur Abwehr. Er wußte, daß ihm der Junge mit seinem Messer nichts anhaben konnte.

Charlie schlug mit den Flossen kräftig auf und ab, um seine Geschwindigkeit zu erhöhen, und er legte sein ganzes Körpergewicht in den Stoß. Die Klinge traf die Brust des Schrecklichen. Sie glitt von einem Knochen ab und drang bis zum Heft ein.

Der Pirat zeigte nicht die geringste Wirkung. Seine Finger schlossen sich um Charlies Handgelenk. Er drehte Charlies Arm brutal herum. Der Junge schrie. Luftblasen blubberten aus seinem Mund. Er mußte das Messer loslassen. Es blieb in der Brust des Piraten stecken. Für Charlie sah das so entsetzlich aus, daß er die Augen schließen mußte.

Der Bleiche riß ihn auf sich zu. Charlie le Mat wuchtete sich hoch. Er rollte im Wasser rückwärts. Noch einmal gelang es ihm, freizukommen. Ein drittes Mal würde er so viel Glück bestimmt nicht haben.

In panischer Furcht schwamm er um sein Leben. Er war fast blind vor Angst und fand die Öffnung, durch die er aus dem Wrack gelangen konnte, nur zufällig.

Mit beiden Händen griff er nach dem Rand und zog sich vorwärts. Der Pirat schnappte nach Charlies linkem Bein. Ehe sich die Finger fest um das Gelenk schlossen, strampelte der Junge bestürzt, und in der Hand des Bleichen blieb nur eine Schwimmflosse zurück.

Als sich Charlie le Mat durch die Öffnung schob, flehte er alle Heiligen an, sie möchten ein Wunder geschehen lassen und ihn retten.

***

Aufgeregt wühlte Roy Cassidy seine Finger in den Goldschatz.

Auf dem Fest in Cullkirk würde von nichts anderem mehr gesprochen werden. Wochenlang würden die Leute darüber reden.

Der Schatz der toten Seelen, den es für viele nicht gegeben hatte, würde in aller Munde sein.

Roy bemerkte immer noch nicht, daß sich hinter ihm das Unheil zusammenbraute. Er schaufelte so eifrig Gold in den Kunststoffsack, daß er die Welt um sich herum völlig vergaß.

Nimu Brass schien über den Meeresboden zu schweben. Drei, vier unheimliche Gestalten tauchten hinter ihm auf – und es wurden laufend mehr.

Sie näherten sich dem ahnungslosen Taucher. Eine stumme Prozession des Bösen. Die Inkarnation der Hölle. Acht-, neun-, ja zehnfaches Grauen. Zehnfacher Tod für Roy Cassidy.

Armbänder und dickgliedrige Goldketten fielen in den Kunststoffsack, der immer praller wurde. Roy lachte das Herz. Er dachte an die Leute von Rundfunk und Fernsehen. Sie würden Augen machen, wenn er ihnen den Schatz präsentierte.

Die Geisterpiraten bildeten hinter ihm eine Kette. Für einen Augenblick standen sie reglos da. Dann gab Nimu Brass das Zeichen, auf das sie warteten.

Sie stürzten sich auf den Jungen, der eifrig im Gold wühlte. Als ihn harte Hände packten, erschrak er. Der Kunststoffsack entglitt seinen Fingern und fiel in die Truhe.

Die Mörder aus der Vergangenheit rissen Roy Cassidy herum.

Als er die vielen bleichen Gesichter sah, fuhr ihm ein Eissplitter ins Herz. Es gab also nicht nur den Schatz, sondern auch die Piraten immer noch.

Roy versuchte sich loszureißen, doch die Gegner waren in der Übermacht. Harte Finger gruben sich in seine Muskeln, schlossen sich um Hand- und Fußgelenke, zerrten ihn von der Schatztruhe fort.

Er drehte und wand sich wie ein Aal, versuchte alles, um freizukommen, doch es glückte ihm nicht.

Ein Arm legte sich von hinten quer über seine Kehle und drückte zu. Der Schmerz machte Roy beinahe wahnsinnig. Mußte er jetzt sterben?

Bestraften ihn die Geisterpiraten dafür, daß er sich an ihrem Gold vergriffen hatte?

Er hörte auf, sich zu wehren. Sofort ließ der Druck gegen seine Kehle nach, der Schmerz ebbte ab. Drei, vier Piraten wichen vor ihm zur Seite. Sie machten ihrem grausamen Anführer Platz.

Roy Cassidy sah Kapitän Nimu Brass aus nächster Nähe. Der schreckliche bärtige Geselle grinste ihn triumphierend an. Mitleid, Gnade waren von dem nicht zu erwarten, das erkannte Roy sofort. Er befand sich in einer entsetzlichen Lage.

Eigentlich war es unvorstellbar, daß Brass und seine Mannschaft immer noch existierten – aber es war eine Tatsache, an der man nicht vorbeikam.

Du bist ihr Gefangener! hallte es in Roy Cassidys Kopf, und er fragte sich ängstlich, was diese blassen Kerle mit ihm anstellen würden. Ob sie ihn wieder freiließen?

Die geben keinem seine Freiheit zurück, wenn sie ihn erst einmal in ihrer Gewalt haben! dachte Roy. Wer denen in die Hände gerät, hat nur noch eins zu erwarten: den Tod!

***

Mit nur einer Flosse am Fuß kämpfte sich Charlie le Mat vom Schiffswrack weg. Hell loderte die Panik in ihm. Um ein Haar wäre er diesem unheimlichen Piraten zum Opfer gefallen.

Es war verständlich, daß er nun nur einen Wunsch hatte: so schnell wie möglich aus dem Wasser zu kommen. Hier unten war es viel zu gefährlich.

Zum Teufel mit dem Schatz. Er war es nicht wert, daß man dafür Kopf und Kragen riskierte. Charlie wühlte sich mit den Händen förmlich durch das Wasser. Er beneidete Jimmy MacKenzie, der sich rechtzeitig in Sicherheit gebracht hatte.

Ich wollte, ich wäre schon bei ihm auf der Yacht! dachte Charlie gehetzt. Helle Panik loderte in ihm. Durch seinen Kopf wirbelten Dutzende Gedanken.

Wo befanden sich die anderen Piraten? Wo war Roy Cassidy!

War auch er angegriffen worden?

Charlie sah, wie hinter einem graublauen Felsen Sand aufgewirbelt wurde. Gebannt blieb sein Blick an der Sandwolke hängen. Etwas bewegte sich in ihr.

Charlie blieb das Herz fast stehen, als er erkannte, was dort los war. Kapitän Nimu Brass tauchte mit seiner Mannschaft auf. Doch schlimmer als diese Wahrnehmung war, daß sich Roy Cassidy in der Mitte dieser Geisterpiraten befand.

Sie haben Roy erwischt! schrie es in Charlie le Mat. Ein furchtbarer Kampf tobte in seiner Brust. Er wollte fliehen.

Gleichzeitig aber war ihm klar, daß er Roy jetzt nicht im Stich lassen durfte. Roy brauchte Hilfe. Er, Charlie, konnte, wollte und durfte den Freund nicht seinem Schicksal überlassen.

Flucht? Später…

Trotz der großen Angst schwamm Charlie le Mat auf die Geisterpiraten zu. Er mußte Roy aus der Klemme heraushauen.

Roy hätte dasselbe für ihn getan.

Es grenzte an Wahnsinn, die unheimliche Mannschaft anzugreifen. Charlie hoffte, daß er die Piraten damit so sehr verblüffte, daß sie für

einen Augenblick Roy Cassidy vergaßen.

Die rauhen Gesellen zerrten Roy mit sich. Ihr Ziel war das Geisterschiff. Charlie erblickte hinter dem Felsen die offene Schatztruhe. Roy hatte das Gold der toten Seelen gefunden, doch sie ließen es sich nicht wegnehmen.

Charlie schwamm schneller. Drei Piraten blieben zurück. Sie wandten sich Charlie le Mat zu. Wenn er Roy helfen wollte, mußte er zuerst diese gefährliche Hürde nehmen. Würde ihm das gelingen?

Charlie versuchte an ihnen vorbeizukommen, doch das ließen sie nicht zu. Sie bildeten eine unüberwindliche Front. In ihren Gesichtern war der Wille zu erkennen, auch ihn zu fangen und zu verschleppen.

Sie warfen sich ihm entgegen. Er rammte einem Gegner den Fuß gegen die Stirn, der zweite bekam von ihm das Knie in den Bauch, den dritten stieß er mit der Faust zurück, doch so waren die Geisterpiraten nicht zu bezwingen. Sie griffen gleich wieder an. Charlie le Mat mußte mit schrecklicher Deutlichkeit erkennen, daß er für den Freund nichts tun konnte.

Half er Roy denn damit, wenn er sich von diesen unheimlichen Räubern ebenfalls überwältigen ließ? War Roy damit gedient? War es nicht vernünftiger, doch die Flucht zu ergreifen und Hilfe zu holen?

Er rückte aus, ehe die drei Unheimlichen ihn sich schnappen konnten. Sie verfolgten ihn ein Stück. Er sah es und kämpfte sich mit aller Kraft zur Meeresoberfläche hoch. Sein Herz trommelte wild gegen die Rippen. Dieses Abenteuer würde er bis an sein Lebensende nicht vergessen, das wußte er.

Die Verfolger blieben zurück. Scheuten sie sich davor, aufzutauchen? Das konnte Charlie nur recht sein. Während die Geisterpiraten abschwenkten, erreichte der Junge völlig konfus die Wasseroberfläche. Sobald sein Kopf aus ihr herausragte, riß er sich das Mundstück des Atemgeräts heraus und schrie:

»Jimmy! Jimmy! Sie haben Roy!«

***

Wir hörten Charlie Le Mats bestürzten Schrei und eilten zur Reling. Der Junge schwamm zum Heck. Ich half ihm an Bord. Er schaute mich verwirrt an. »Wieso sind Sie hier, Mr. Ballard?«

»Ich hatte das Gefühl, gebraucht zu werden«, erwiderte ich.

»Mein Gott, Sie können sich nicht vorstellen, welchen Horror ich dort unten erlebte…«, keuchte der Junge. Er zitterte vor Aufregung. »Ich eigne mich nicht zum Dämonenjäger, das weiß ich nun mit Sicherheit.«

»Was ist passiert?« wollte Mr. Silver wissen.

»Hat Ihnen Jimmy von diesem schwarzen Wasserstrudel erzählt?«

»Ja«, sagte ich.

»Dieser Strudel wühlte den Meeresgrund auf und legte das Wrack des Piratenschiffs frei«, berichtete Charlie le Mat mit bebender Stimme.
»Es existiert also wirklich?« warf Jimmy MacKenzie ein.
Charlie nickte. »Ich war an Bord. Aber ich hätte es lieber bleiben lassen sollen. Ich wurde von einem bleichen Piraten angegriffen.« Der Junge schilderte, was sich auf dem Wrack ereignet hatte und daß er dem Tod nur mit Mühe entronnen war.
»Entsetzlich«, stieß Jimmy erschüttert hervor.
»Ich wollte nur noch eines: raus aus dem Wasser«, berichtete Charlie le Mat weiter. »Aber dann sah ich Roy, dem es verdammt dreckig ging. Nimu Brass' Mannschaft hat ihn gefangengenommen. Er hatte ihren Goldschatz entdeckt. Die verfluchten Seeräuber zerrten Roy mit sich. Ich wollte das nicht zulassen, schwamm hinterher. Da splitterten drei Kerle von der Gruppe ab und versuchten auch mich zu kriegen. Ich begriff, daß ich nichts für Roy tun konnte, und nahm Reißaus.«
»Und Roy?« fragte Jimmy.
»Ich glaube, den bringen sie an Bord des Wracks.«
Ich warf Mr. Silver einen raschen Blick zu. »Wir müssen runter, Kamerad.«
Der Ex-Dämon nickte. »Diesen Vorschlag wollte ich soeben machen.«
»Dann wären wir uns ja mal wieder einig.« Ich wandte mich an Charlie le Mat. »Leihen Sie mir Ihr Atemgerät?«
»Klar, Mr. Ballard. Glauben Sie, daß Sie Roy retten können?«
»Wir werden es auf jeden Fall versuchen. Wie viele Piraten befinden sich dort unten?«
»Ich schätze, daß ich etwa zehn gesehen habe – aber ich vermute, daß es mehr sind.« Charlie nahm die Preßluftflaschen ab. Ich schwang sie mir auf den Rücken, sobald ich mich meiner Kleider entledigt hatte. Da ich auf diese Unterwasserexpedition nicht vorbereitet gewesen war, hatte ich keine Badehose dabei.
Egal, dann eben im Slip.
Auch Mr. Silver schälte sich aus seiner Kleidung. Das Spiel seiner Muskelpakete war beeindruckend. Sobald er das Atemgerät trug, trat er, mit dem Höllenschwert in der Rechten, an die Reling.
Wir sprangen gleichzeitig ins Wasser, und ich hoffte für Roy Cassidy, daß unsere Hilfe noch nicht zu spät kam.
Tiefblau waren die Fluten, die uns umgaben. Vor mir schwamm ein schillernder Fischschwarm. Ein Tintenfisch brachte sich mit zuckenden Schwimmbewegungen vor uns in Sicherheit.
Wir strebten mit kräftigen Ruderbewegungen dem Meeresboden entgegen. Ich war gespannt, was uns dort unten erwartete. Bizarr geformte Felszacken reckten sich uns entgegen.
Wir wichen ihnen aus, und Mr. Silver entdeckte die offene Schatztruhe. Mit Handzeichen machte er mich darauf aufmerksam. Ich

nickte. Wir kümmerten uns nicht um das Gold.
Es war im Moment nicht so wichtig.
Erst mußten wir Roy Cassidy aus der Patsche helfen.
Ich sah einen Teil des Wracks und hatte den Eindruck, daß es sich bewegte. Bei genauerem hinsehen stellte ich fest, daß es vom Meeresgrund abhob.
Machten die Geisterpiraten ihr Schiff in diesem Augenblick flott?
Wollten sie mit ihrem Gefangenen abfahren? Ich schwamm schneller. Mr. Silver legte auch einen Zahn zu.
Ich entdeckte mehrere Seeräuber auf dem Dach des Wracks, dessen morscher Mast steil aufragte. Und ich sah Roy Cassidy, der von zwei Piraten festgehalten wurde.
Neben dem Jungen stand ein großer, bärtiger Geselle. Ich nahm an, daß das Kapitän Nimu Brass war. Die Geisterpiraten gehorchten seinen herrischen Handzeichen.
Wir mußten an Bord!
Die unheimlichen Seeräuber hißten zerfetzte Segel.
Anscheinend hatten sie die Absicht, zu großer Fahrt aufzubrechen.
Nicht ohne uns! dachte ich verbissen.
Nimu Brass entdeckte uns. Er wies auf Mr. Silver und mich, und ein stummer Befehl erging an seine Männer. Fünf Kerle bildeten sogleich einen Angriffskeil, der uns aufhalten sollte.
Mein Freund und ich rückten näher zusammen, damit einer den anderen schützen konnte, falls es erforderlich sein sollte. Die gottlosen Seeräuber waren mit Messern und Säbeln bewaffnet.
Sie bewegten sich unter Wasser, als wären sie hier geboren, während uns das Wasser bremste und behinderte. Die Attacke erfolgte sofort. Da schwarzes Leben in diesen unheimlichen Gestalten war, setzte ich meinen magischen Ring gegen sie ein.
Ein Pirat wollte mir seinen Säbel durch die Brust stoßen. Ich verdrehte meinen Kopf, so rasch ich konnte, und die Klinge verfehlte mich knapp.
Ich griff nach dem Faustschutz des Säbels und riß den Seeräuber an mich heran. Meine rechte Faust landete in seinem Gesicht. Der Treffer mit dem Ring hatte große Wirkung.
Die Haut des Geisterpiraten platzte auf. Das Fleisch löste sich vom Knochen. Im Nu hatte ich einen blanken Totenschädel vor mir. Erledigt brach der Seeräuber zusammen.
Als der Kumpan links von ihm das sah, bremste er seinen Vorwärtsschwung, mit dem er sich über mich hermachen wollte.
Er begriff, daß ich nicht so wehrlos wie Roy Cassidy war, sondern daß mir eine Waffe zur Verfügung stand, mit der ich ihn vernichten konnte.
Mit haßloderndem Blick belauerte er mich. Mehrmals startete er

einen Scheinangriff, auf den ich jedoch nicht hereinfiel. Ich wartete auf die echte Attacke.

Und während ich wartete, konzentrierte sich Mr. Silver auf die drei Gegner, die ihn fertigmachen wollten. Mir war von Anfang an klar, daß sich die Geisterpiraten an meinem Freund die Zähne ausbeißen würden. Schließlich stand Mr. Silver das Höllenschwert, diese ungemein starke Waffe, zur Verfügung.

Einer der Seeräuber schlug mit dem Säbel nach Mr. Silvers Hals. Der Ex-Dämon parierte den Schlag mit dem Höllenschwert.

Selbst unter Wasser war das Klirren zu hören, als die beiden Waffen gegeneinanderschlugen.

Das Höllenschwert reagierte. Ein greller Blitz flammte auf. Eine gewaltige magische Entladung erfolgte. Sie raste in den Arm des Geisterpiraten und riß ihm den Säbel aus den Fingern.

Brandblasen bildeten sich auf seiner Handfläche, die er verstört anstarrte.

Dann fuhr er herum und versuchte zu fliehen, doch Mr. Silver ließ es nicht zu. Er stieß ihm das Höllenschwert in den Rücken.

Der Seeräuber bäumte sich wild auf, riß die Arme hoch, und die Kraft des Höllenschwerts löschte sein unseliges Leben aus. Er verging.

Blieben noch zwei Gegner für Mr. Silver.

Einer griff den Hünen von hinten an. Er wollte ihm mit dem Messer die Kehle durchschneiden. Doch der Ex-Dämon bekam den Angriff rechtzeitig mit.

Er kippte zur Seite. Das Piratenmesser schnitt durch das Wasser. Mr. Silver drehte sich um und spießte den gefährlichen Feind auf.

Es wäre ein unverzeihlicher Fehler gewesen, den Seeräuber am Leben zu lassen. Der Unhold verging ebenso wie sein Kumpan.

Nun hatten wir es beide nur noch mit einem Gegner zu tun.

Mein Widersacher setzte jetzt alles auf eine Karte. Er war bestrebt, meinem magischen Ring fernzubleiben, attackierte mich mit seinem Säbel, während das Piratenmesser zwischen seinen Zähnen klemmte.

Ich wich dem Hieb aus. Der Kerl zog den Säbel daraufhin waagrecht durchs Wasser, und diesmal war ich nicht schnell genug. Die Klinge traf meine Schläfe in dem Moment, wo ich in die Hocke federn wollte.

Ich war nach dem Treffer ziemlich benommen, sah den Piraten durch einen trüben Schleier. Diese Chance wollte er sich nicht entgehen lassen.

Er griff nach dem Messer und wuchtete sich mir entgegen. Ich ließ mich zurückfallen, stemmte ihm meine Füße in den Bauch und stieß ihn über mich hinweg.

Dann baute ich eine Rückwärtsrolle und befand mich über meinem Gegner. Diesen Vorteil ließ ich nicht ungenützt. Er stach mit dem Messer nach oben.

Ich rammte jedoch seinen Arm zur Seite und traf ihn mit dem magischen Ring mitten im bleichen Gesicht. Das bedeutete für ihn das Ende.

Es erging ihm genauso wie dem anderen Seeräuber, der Bekanntschaft mit meinem Ring gemacht hatte.

Mr. Silver richtete die Spitze des Höllenschwerts gegen den vorläufig letzten Gegner. Der Geisterpirat wich zurück. Deutlich war ihm die Angst anzusehen, die ihm Mr. Silvers Waffe einjagte.

Er hatte großen Respekt vor dem Höllenschwert und wußte, daß er dagegen machtlos war.

Deshalb griff er den Ex-Dämon auch nicht mehr an, sondern versuchte, seine Haut zu retten. Da es eminent wichtig war, Kapitän Nimu Brass' Kampfkraft zu schwächen, ließ der Hüne mit den Silberhaaren auch diesen Seeräuber nicht entkommen.

Wir konnten mit dem Anfangserfolg zufrieden sein. Nimu Brass standen ab sofort fünf Geisterpiraten weniger zur Verfügung. Das Hindernis, das uns der Piratenkapitän in den Weg gestellt hatte, existierte nicht mehr.

Nun mußten wir an Bord des Geisterschiffs, um Roy Cassidy zu befreien. Ich drehte mich um. Im nächsten Moment zog sich meine Kopfhaut schmerzhaft zusammen.

Verdammt und zugenäht, das Geisterschiff hatte Fahrt aufgenommen. Eine gespenstische Kraft blähte das zerfetzte Segel. Das Wrack fuhr unter Wasser. Mir war schon viel untergekommen, aber so etwas hatte ich noch nicht erlebt.

Hinterherzuschwimmen hatte keinen Zweck. Es wäre unmöglich gewesen, das Spukschiff einzuholen. Herrgott noch mal, und die Geisterpiraten hatten Roy Cassidy in ihrer Gewalt!

War damit sein Schicksal besiegelt? Würden wir ihn je wiedersehen? Ich fragte mich aufgeregt, was wir für den Jungen jetzt noch tun konnten. Mir fiel nichts ein, und das machte mich rasend.

***

Frank Esslin steckte sich eine Zigarette an. Seit einer Stunde war er Kettenraucher. Marvin Nelson stand neben ihm auf der Veranda. Sie blickten beide aufs Meer.

»Ihre Unruhe wächst von Minute zu Minute, Frank«, sagte Nelson.

Esslin wandte sich dem Kollegen zu. Er lächelte dünn. »Woran erkennen Sie das?«

»Sie rauchen die Zigaretten schon fast nicht mehr, Sie verschlingen sie regelrecht. Und Sie sind mit Ihren Gedanken nicht hier.«

»Sie haben recht, Marvin. Ich mache mir Sorgen um die drei Jungen.«

»Und um Tony Ballard und Mr. Silver.«

»Um die natürlich auch. Irgend etwas muß passiert sein, sonst wären Tony und Silver schon längst wieder zurück.«

Nelson schmunzelte. »Vielleicht sind sie den Tauchern beim Bergen des Schatzes behilflich.«

»Sie sind doch der Ansicht, daß es diesen Schatz nicht gibt.«

Nelson zuckte die Schultern. »Ich kann mich auch irren.«

Frank Esslin zog die Brauen zusammen. Über seiner Nasenwurzel entstand eine tiefe V-Falte. »Die Sache gefällt mir nicht«, brummte er. »Gefällt mir ganz und gar nicht.«

»Sie hätten mit Ihren Freunden fahren sollen«, sagte Nelson. »Dann brauchten Sie hier jetzt nicht auf glühenden Kohlen zu stehen.«

»Was halten Sie davon, hinterherzufahren und nach dem rechten zu sehen?«

»Ihre Freunde haben mein Boot.«

»Es läßt sich bestimmt ein anderes auftreiben, oder?«

»Das natürlich schon…«

Das Knattern eines Hubschraubers ließ Marvin Nelson verstummen. Es kam rasch näher. Augenblicke später sahen sie die stählerne Libelle.

Sie flog so tief, daß Frank Esslin das Gesicht des Piloten erkennen konnte. Er kannte den Mann. Der arbeitete für Tucker Peckinpah. In der Eile sah Frank noch, daß sich zwei Mädchen und ein Mann an Bord der Maschine befanden.

Vicky Bonney, Oda, die weiße Hexe, und Lance Selby!

Frank Esslin warf die Zigarettenkippe auf den Boden und trat drauf. »Da sind sie!« rief er erregt aus. Er brauchte nicht zu sagen, wen er meinte. Marvin Nelson wußte es auch so. »Wo können sie landen?« fragte Frank seinen schottischen Kollegen.

»Unweit von hier gibt es einen Fußballplatz, der sich für eine Landung bestens eignet«, antwortete Marvin Nelson. »Wenn Sie möchten, hole ich meinen Wagen aus der Garage, und wir fahren Ihren Londoner Freunden entgegen.«

»Einverstanden.«

Nelson fischte den Fahrzeugschlüssel aus der Hosentasche.

Frank Esslin verließ mit ihm die Veranda. Während der Amerikaner das Garagentor nach oben drückte, setzte sich Nelson in sein Auto und zündete die Maschine. Frank stieg ein.

Das Fahrzeug rollte aus der Garage und nahm Kurs auf den Fußballplatz, den auch der Hubschrauber angesteuert hatte.

Frank Esslin knetete seine Finger.

Er freute sich zwar auf Vicky, Oda und Lance, aber wenn sie wissen wollten, wo Tony und Silver waren, würde er sie mit seiner Unruhe anstecken.

Sie erreichten den Sportplatz, dessen Rasen erstklassig gepflegt aussah. Der Hubschrauber stand in der Mitte des Spielfelds. Nach wie vor drehte sich der Rotor, denn der Helikopter würde gleich wieder starten und nach London zurückkehren, sobald die Passagiere ihn verlassen hatten.

Lance Selby stieg als erster aus der Maschine. Der Parapsychologieprofessor war ein großer Mann mit gutmütigen Augen und der Andeutung von Tränensäcken darunter. Der Rotorwind zerzauste sein dunkelbraunes Haar, das an den Schläfen leicht grau zu werden begann.

Er half zuerst Oda und dann Vicky Bonney aus dem Hubschrauber. Sie waren zwei bildhübsche Mädchen. Die eine rothaarig und grünäugig, die andere hatte veilchenblaue Augen und trug ihr goldblondes Haar schulterlang.

Marvin Nelson stoppte seinen Wagen am Spielfeldrand. Frank Esslin hatte schon ein Bein draußen, bevor das Fahrzeug noch richtig stand. Er eilte den Freunden entgegen.

Die drei liefen geduckt unter dem Rotor durch. Die Allison-Turbinen kamen wieder auf Touren, und der Helikopter hob vom Rasen ab. Frank streckte den Freunden beide Hände herzlich entgegen.

»Da seid ihr ja.«

Vicky Bonney umarmte ihn und küßte seine Wangen. »Frank, schön, dich wiederzusehen.«

»Ich freue mich auch«, gab der WHO-Arzt zurück. »Wie war der Flug?«

»Gut. Sehr gut«, antwortete Vicky.

Frank begrüßte Oda und Lance mit derselben Herzlichkeit.

»Kommt«, sagte er dann. »Ich möchte euch meinen Kollegen Marvin Nelson vorstellen.«

»Das Geburtstagskind«, sagte Vicky.

»Richtig«, bestätigte Frank Esslin. »Das Geburtstagskind.«

Nelson stieg soeben aus dem Wagen und lehnte sich an das Fahrzeug. Und dann kam die Frage, die Frank nicht hören wollte.

Lance Selby stellte sie: »Wo sind Tony und Silver?«

»Mit einem Boot unterwegs«, antwortete Frank Esslin ausweichend.

»Das sieht den beiden ähnlich«, sagte Vicky Bonney. Sie trug einen taubengrauen Overall mit vielen Reißverschlüssen. »Anstatt auf unsere Ankunft zu warten, fahren sie auf dem Meer spazieren!«

Frank antwortete nicht. Lance Selby musterte ihn gründlich.

»Sag mal, Frank, ist irgend etwas nicht in Ordnung? Du bist so sonderbar.«

»Später«, erwiderte der WHO-Arzt einsilbig. Er machte seine Freunde mit Marvin Nelson bekannt. Sie gratulierten ihm zum Geburtstag und kehrten zu dessen Haus zurück.

Und auf der Veranda bohrte Lance wieder: »Was ist nun mit Tony und Silver, Frank?«
Der Amerikaner hob die Schultern. »Ich weiß es nicht.«
»Ich sehe dir doch an, daß irgend etwas nicht stimmt.«
»Na ja«, entgegnete Frank, sich windend. »Man erzählt sich hier in Cullkirk so eine Legende…«
Er sprach vom Schatz der toten Seelen, von Kapitän Nimu Brass, dessen Schiff in der Nähe von Cullkirk an den Klippen zerschellt sein sollte, was dokumentarisch jedoch nicht belegt war, und daß drei junge Männer nach dem Schatz tauchen wollten.
»Tony und Silver beunruhigte die Geschichte«, fuhr Frank Esslin fort. »Deshalb fuhren sie den Tauchern nach.«
»Und?« fragte Lance.
»Nichts und. Tony und Silver sind schon eine Weile weg. Wenn alles okay wäre, müßten sie eigentlich schon wieder hier sein.«
»Du bist also der Ansicht, es könnte auf dem Meer draußen Probleme geben.«
»Ganz ausschließen kann ich diese Befürchtung mit Sicherheit leider nicht.«
»Dann müssen wir etwas tun«, sagte der Parapsychologe.
»Ist nicht mehr nötig«, warf Marvin Nelson ein und wies aufs Meer.
»Da kommen sie.« Er eilte ins Haus und kam mit einem Fernglas wieder. Nachdem er kurz hindurchgesehen hatte, ließ er es langsam sinken, und mit besorgter Miene sagte er: »Roy Cassidy fehlt.«

***

Erschöpft lag Cruv auf dem Boden und konnte es einfach nicht fassen, daß er noch lebte. Jemand hatte ihm geholfen, hatte ihn im allerletzten Augenblick aus diesem tödlichen Höllenschlund gerissen. Ein Mädchen von unbeschreiblicher Schönheit.
Der häßliche Gnom konnte nicht verstehen, daß sie ihn unter Einsatz ihres Lebens gerettet hatte. Niemand auf Coor wäre dazu je bereit gewesen.
Folglich konnte dieses schwarzhaarige, grünäugige Mädchen nicht von dieser Welt sein. Cruv hob langsam den Kopf. Dick glänzte der Schweiß auf seinem Gesicht. Sein Brustkorb hob und senkte sich rasch.
»Wer bist du?« fragte er zaghaft mit belegter Stimme.
»Ich heiße Roxane«, antwortete das Mädchen. »Und wie ist dein Name?«
»Cruv. – Wieso hast du mir das Leben gerettet?«
»Machst du mir einen Vorwurf daraus?«
»Nein, nein, natürlich nicht. Aber wer rettet einem unwürdigen Gnom schon auf Coor das Leben?«

»Ich bin nicht von hier«, sagte Roxane.
»Das dachte ich mir. Niemand würde für einen Gnom auf Coor einen Finger rühren, geschweige denn sein Leben riskieren. Gnome sind hier das Minderwertigste, das es gibt.«
»Der Ansicht bin ich nicht«, widersprach Roxane. »Ich vertrete die Auffassung, daß jedes Wesen ein Recht hat, zu leben, solange es nicht vom Bösen geschaffen wurde.«
Der Gnom seufzte. »Wäre schön, wenn alle hier so denken würden wie du, Roxane.« Er griff nach seinem Dreizack und legte ihn neben sich.
Finster blickte er auf den Boden. »Seit ich lebe, bin ich auf der Flucht. Wir Gnome sind vogelfrei. Jeder darf sie jagen. Kaum einer von uns stirbt eines natürlichen Todes. Die Lebensbedingungen sind für Gnome hier denkbar schlecht… Es ist überhaupt gefährlich, auf Coor zu leben, weißt du das nicht? Coor ist eine Welt voller Gefahren. Wenn du nicht von hier bist, solltest du trachten, so schnell wie möglich dahin zurückzukehren, woher du kommst. – Woher kommst du eigentlich?«
»Von der Erde.«
»Du bist ein Mensch?«
»Nein, Cruv.«
»Eben«, sagte der Gnom und nickte. »Eben. Wie hättest du als Mensch auch die große Entfernung zurücklegen sollen?«
»Ich bin eine Hexe«, sagte Roxane.
Cruvs Hand legte sich auf den Schaft des Dreizacks. Er hatte Angst vor Hexen.
»Die dem Bösen vor langer Zeit abgeschworen hat«, fügte Roxane hinzu.
»Was willst du auf Coor? Ich kann mir nicht vorstellen, daß du nur gekommen bist, um mir das Leben zu retten.«
Roxane lachte. »Da hast du allerdings recht. Ich war zufällig in deiner Nähe, als du so markerschütternd gebrüllt hast.«
»Ich danke diesem Zufall. Und noch mehr danke ich dir, Roxane. Ich würde mich gern revanchieren, fürchte aber, daß ich dazu nicht in der Lage bin.«
»Ich habe mich hierher begeben, weil ich auf der Suche nach dem Tunnel der Kraft bin. Er soll hier irgendwo sein. Auf Coor. Kennst du den Weg dorthin, Cruv?«
Der Gnom schluckte. »Was willst du im Tunnel der Kraft, Roxane?«
»Ich suche ihn nicht für mich, sondern für meinen Freund Mr. Silver. Weißt du, wer Mago ist?«
Cruv nickte langsam. »Ich glaube, ich habe diesen Namen schon mal gehört.«
»Er jagt abtrünnige Hexen. Leider schaffen es nur wenige, ihm zu

entkommen. Mr. Silver ist ein ehemaliger Dämon. Er steht so wie ich auf der Seite des Guten. Es ist schon eine Weile her, da gerieten wir an Mago und seine verdammten Schergen, die – wie du vielleicht weißt – mit gefährlichen Höllenpeitschen bewaffnet sind. Mein Freund wurde von einer solchen Peitsche getroffen und verlor dadurch seine übernatürlichen Fähigkeiten. Er muß sie wiederhaben, ehe sich die schwarze Macht dazu entschließt, ihn zu vernichten. Seine Schwächeperiode dauert schon zu lange. Es kann nur noch eine Frage der Zeit sein, bis das Böse ihn attackiert.«

Cruv leckte sich die trockenen Lippen. »Von wem weißt du, daß sich der Tunnel der Kraft auf Coor befindet?«

»Eine Hexe gab mir diesen Tip.«

»Hat sie dir auch gesagt, daß der Weg zum Tunnel mit unzähligen Gefahren gespickt ist?«

»Das war mir vorher schon bekannt.«

»Du mußt damit rechnen, daß Mr. Silver den Tunnel nie erreicht. Seine Chancen, ans Ziel zu gelangen, sind verschwindend gering, Roxane.«

»Er wird es trotzdem versuchen. Sag mir, wo sich der Tunnel befindet. Ich habe dir das Leben gerettet. Du bist mir dafür nichts schuldig. Aber…«

Der Gnom stand auf. »Ich werde dich bis zum Anfang des Weges bringen, Roxane. Dazu fühle ich mich verpflichtet. Außerdem profitiere ich davon, wenn ich mich mit dir für eine Weile zusammentue. Ich weiß nicht, warum, aber in deiner Nähe fühle ich mich sicher. Es ist ein herrliches Gefühl. Ich lerne es zum erstenmal in meinem Leben kennen.«

Roxane hatte Mitleid mit dem Kleinen. Was für ein schreckliches Leben zu führen er doch gezwungen war. Sie nahm sich vor, gut auf Cruv aufzupassen. Nicht nur deshalb, weil sie mit seiner Hilfe den Weg zum Tunnel der Kraft finden würde, sondern weil der Gnom ihr auch ungemein sympathisch war.

Er hob seinen Dreizack auf, und Roxane ging mit ihm. Sie entfernten sich von den Höhlen, wo sich Cruvs Schicksal erfüllen sollte, und wanderten durch eine wildromantische Landschaft.

Roxane sah einen hohen glatten Stein, der wie ein Finger aus dem Boden ragte. Cruv sagte, das wäre ein Monolith.

»Solche Steine kannst du überall auf Coor finden. Es gibt viele davon.«

Roxane erinnerte sich, tatsächlich schon solche Monolithen gesehen zu haben.

»Sind diese Steine etwas Besonderes?« wollte die Hexe aus dem Jenseits wissen.

»O ja«, antwortete Cruv. »Sie beherbergen große Zauberkräfte in sich.

Sie stellen Brücken zu allen anderen Welten dar.«

»Heißt das, daß man mit ihrer Hilfe in eine andere Welt gelangen kann?« fragte Roxane.

»Ja.«

»Warum bist du dann immer noch hier? Warum hast du nicht schon längst versucht, von dieser für dich so gefährlichen Welt wegzukommen? Es gibt doch wesentlich friedlichere Welten.«

Der Gnom senkte traurig den Blick. »Denkst du, ich habe noch keinen Fluchtversuch unternommen?«

»Wieso hat es nicht geklappt?«

»Die Brücke existiert für Gnome nicht. Merk dir diese Monolithen gut, Roxane. Einer von ihnen könnte dir einmal das Leben retten.«

»So? Wie denn?«

»Wenn du in Gefahr bist und Hilfe brauchst… Wer könnte dir in einem solchen Fall beistehen? Wer würde alles für dich tun, um dich zu retten?«

»Mr. Silver«, sagte Roxane ohne nachzudenken.

Der Gnom nickte. »Solltest du irgendwann mal auf Coor in Schwierigkeiten geraten, mußt du versuchen, deine Hand auf einen solchen Stein zu legen.«

»Und dann?«

»Dann rufst du Mr. Silvers Namen.«

»Was passiert dann?«

»Auf diese Weise kannst du ihn zu dir holen, und er hat die Möglichkeit, dir beizustehen.«

»Angenommen ich lege jetzt meine Hand auf den Stein und rufe Mr. Silver.«

»Dann geschieht nichts. Du kannst deinen Retter nur herholen, wenn du in großer Gefahr bist.«

Roxane atmete hörbar aus. »Hoffentlich kommt es nie dazu, daß ich die Zauberkraft dieser Monolithen testen muß.«

***

Wir trugen wieder unsere Kleider. Ich steuerte Marvin Nelsons Motorboot. Die Yacht wurde von Charlie le Mat gelenkt. Wir brausten nach Cullkirk zurück.

Ein dicker Kloß saß in meinem Hals. Ich wußte nicht, wie wir den Geisterpiraten ihren Gefangenen wieder abjagen sollten. Mir tat der Junge schrecklich leid. Er mußte entsetzliches mitmachen, und keiner war in der Lage, ihm beizustehen.

Kapitän Nimu Brass war auf große Fahrt gegangen. Unter Wasser! Mit Roy Cassidy an Bord!

Was hatten die Seeräuber mit dem Jungen vor? Wohin wollten sie mit Roy? Würden sie zurückkommen? Zumindest eine Schatztruhe lag

noch auf dem Meeresgrund. Die ließ Nimu Brass doch bestimmt nicht einfach zurück.

Also würde das Geisterschiff wiederkommen. Aber wann? Und für wie lange hatte Roy Cassidy noch Luft in seinem Atemgerät?

Die Geisterpiraten kamen ohne Sauerstoff aus. Aber ihr Gefangener nicht. War Roy Cassidy allein schon aus diesem Grund dem Tod geweiht?

Wir näherten uns dem Hafen von Cullkirk.

Als wir anlegten, standen Vicky Bonney, Oda, Frank Esslin und Lance Selby auf der Mole. Hinter ihnen tauchte auch noch Marvin Nelson auf. Wir gingen an Land.

Ich küßte Vicky und Oda.

»Wo ist Roy?« wollte Marvin Nelson wissen.

Ich schlug Lance zur Begrüßung auf die Schulter und sagte zu Nelson: »Sie haben sich geirrt. Es gibt den Schatz der toten Seelen. Leider nicht nur ihn. Auch Kapitän Nimu Brass und seine Mannschaft existieren noch.«

Nelsons Augen weiteten sich erschrocken und ungläubig. »Was, die Seeräuber leben noch? Aber… wie ist denn das möglich?«

»Wenn Sie schon so viel erlebt hätten wie ich, würden Sie sich darüber nicht mehr wundern«, knurrte ich.

Im Telegrammstil berichtete ich, was vorgefallen war.

»Großer Gott, was kann man jetzt tun?« fragte Nelson.

»Ich denke, wir liefern die beiden Jungen erstmal beim Bürgermeister ab«, erwiderte ich. »Vielleicht kann er ein paar mutige Männer zusammentrommeln, die sich mit uns auf die Suche nach dem Geisterschiff begeben.«

»Armes Cullkirk«, sagte Nelson.

»Armer Roy Cassidy«, verbesserte ich ihn.

»Ja«, gab er zu. »Da haben Sie allerdings recht.«

»Wir sind natürlich mit von der Partie, wenn es gilt, das Geisterschiff zu finden, Tony«, sagte Lance Selby.

Ich lächelte ihn an. »Ich habe nicht damit gerechnet, daß du dich drückst.«

»Sollen wir gleich zum Bürgermeister mitkommen?« fragte Frank Esslin.

»Das ist nicht nötig. Aber haltet euch für später zur Verfügung«, antwortete ich. Ich wandte mich an Mr. Silver. »Komm, Alter.«

Wir trabten los. Jimmy MacKenzie und Charlie le Mat begleiteten uns.

Jimmy betrat vor uns sein Elternhaus. Er blickte mich bittend an. »Ich möchte meiner Mutter einen schlimmen Schock ersparen, Mr. Ballard. Würden Sie die Sache nach Möglichkeit abschwächen?«

»Das hätte ich auf jeden Fall getan.«

»Danke.«
»Ist doch selbstverständlich.«
Wir blieben in der Halle stehen. Jimmy begab sich in den Living room. Augenblicke später erschien er mit seiner Mutter. Er machte uns mit ihr bekannt. Sie schaute Mr. Silver verwundert an. Einen Mann mit solchen Haaren hatte sie noch nie gesehen.
Sie fragte sich wohl, ob die echt waren.
»Sie möchten zu meinem Mann?« fragte Ellie MacKenzie. »Er ist leider nicht zu Hause.«
»Wissen sie, wo wir ihn finden?« fragte ich.
»Keine Ahnung. Kann ich Ihnen vielleicht helfen?«
Ich lächelte schmal. »Ich glaube nicht.«
Ellie MacKenzies Blick pendelte zwischen Jimmy und Charlie hin und her. »Habt ihr beiden etwas angestellt?«
»Aber nein, Ma«, sagte Jimmy und sah mich verzweifelt an.
»Wo ist Roy?« wollte Ellie MacKenzie wissen.
Jimmy und Charlie schwiegen. Beide warteten darauf, daß ich etwas sagte. Ich fragte. »Ist Ihnen bekannt, was Ihr Sohn und seine Freunde vorhatten, Mrs. MacKenzie?«
»Ja, sie wollten nach dem Schatz der toten Seelen tauchen.«
Ich nickte. »Sie haben ihn gefunden.«
Die Frau blickte mich ungläubig an. »Das ist nicht wahr. Mein Mann und viele andere in unserem Dorf sind der Ansicht, daß es diesen Schatz nie gegeben hat.«
»Sie werden alle bald eines Besseren belehrt werden«, sagte ich.
»Ist es… ist es denn ein großer Schatz?« erkundigte sich Ellie MacKenzie.
»Angeblich kann er sich sehen lassen«, gab ich zurück.
»Dann ist Roy Cassidy wohl auf dem Meer geblieben, um auf ihn aufzupassen«, sagte die Frau des Bürgermeisters.
Wir ließen sie in dem Glauben. Ihre Wangen röteten sich. Etwas Unglaubliches war für sie geschehen. Der Schatz der toten Seelen war gefunden worden, und ihr Sohn hatte ihn mit entdeckt.
Jimmy war ein Held.
Sie bat uns aufgeregt in den Living room. »Jimmy, biete den Herrschaften einen Drink an«, sagte sie mit belegter Stimme.
Mr. Silver und ich lehnten ab. Charlie le Mat verlangte einen Scotch. Ellie MacKenzie klemmte sich ans Telefon und rief überall da an, wo ihr Mann sein konnte.
Beim sechsten Versuch hatte sie Erfolg. Sie verriet am Telefon nichts, sondern bat Phil MacKenzie lediglich, so rasch wie möglich nach Hause zu kommen, es wäre dringend.
Ellie MacKenzie legte den Hörer in die Gabel und richtete ihren Blick neugierig auf Jimmy. Sie wollte mehr über den Schatz erfahren, doch

der Junge konnte ihr nichts erzählen. Charlie le Mat sagte, daß ihn nur Roy genau gesehen habe.

»Meine Güte, ist das eine Sensation«, sagte Ellie MacKenzie und rieb sich begeistert die Hände. »Und dabei hatte ich so ein ungutes Gefühl, als ihr loszogt.«

Ein Gefühl, das sie nicht getrogen hatte. Doch wir verrieten ihr das nicht. Sie würde es noch früh genug erfahren.

Ein Glück, daß Cullkirk so ein kleines Nest war. Dadurch schaffte es Phil MacKenzie, binnen fünf Minuten zu Hause zu sein.

Ich fing ihn mit meiner Frage gleich an der Tür ab: »Kann ich Sie kurz unter vier Augen sprechen, Mr. MacKenzie? Mein Name ist Tony Ballard.«

Der Bürgermeister betrachtete mich einen Moment nachdenklich. Er sah seine Frau, die beiden Jungen und Mr. Silver der Reihe nach an, nickte dann und sagte: »Kommen Sie in mein Arbeitszimmer, Mr. Ballard.«

Ich folgte ihm in einen kleinen Raum, dessen Wände von Bücherregalen verdeckt waren. Es gab einen großformatigen Schreibtisch, zwei Stühle und zwei Ledersessel.

MacKenzie machte eine einladende Handbewegung. »Möchten Sie sich setzen, Mr. Ballard?«

»Nein, vielen Dank.« Ich zückte meine Privatdetektivlizenz.

Er vermutete sofort das Falsche: »Haben Jimmy und seine Freunde etwas ausgefressen?«

»Ich bin kein Detektiv für gewöhnliche Fälle, Mr. MacKenzie«, klärte ich den Bürgermeister auf. »Ich bin auf einem Spezialgebiet tätig.«

»Interessant. Auf welchem?«

»Ich kämpfe gegen Geister und Dämonen – und Ihr Sohn und seine Freunde hatten heute auf dem Meer einen Zusammenstoß mit solchen Wesen.«

MacKenzie nahm zwar nicht an, daß ich ihn auf den Arm nehmen wollte, aber es fiel ihm schwer, zu verstehen, was ich sagte. Es war ja auch wirklich starker Tobak, den ich ihm da ohne Vorwarnung vorsetzte. Er wischte sich über die Augen.

»Moment mal, Mr. Ballard. Wie war das eben?«

Ich wiederholte, was ich gesagt hatte und berichtete, was sich ereignet hatte. Während ich sprach, wich langsam die Farbe aus dem Gesicht des Bürgermeisters.

Wieder fuhr er sich mit der Hand über die Augen. »Roy von Geisterpiraten entführt!« sagte er erschüttert. »Mein Gott, das darf's doch nicht geben!«

»Tja, leider sind das alles Tatsachen, Mr. MacKenzie«, bemerkte ich.

Ich sah ihm an, wie er das Problem geistig in den Griff zu bekommen versuchte. »Man muß etwas unternehmen«, murmelte er. »Was

schlagen Sie vor, Mr. Ballard? – Wieso wußten Sie, daß es zu solch schrecklichen Ereignissen in Cullkirk kommen würde?«

Ich lächelte. »Das wußte ich nicht. Ich bin kein Hellseher. Ein Freund von mir, Frank Esslin, arbeitet zusammen mit Marvin Nelson für die Weltgesundheitsorganisation. Ich bin Nelsons Gast. In seinem Haus erfuhr ich zufällig, was die drei Jungen vorhatten.«

Der Bürgermeister seufzte schwer. »Wenn ich denke, daß die Geisterpiraten statt Roy Cassidy meinen Jungen hätten erwischen können… Wir müssen Roys Vater benachrichtigen. Der arme Kerl wird aus allen Wolken fallen.«

Phil MacKenzie griff nach dem Telefonhörer und wählte eine Nummer. Am anderen Ende des Drahtes meldete sich jemand.

Nicht Cary Cassidy, Roys Vater. Den mußte MacKenzie erst verlangen.

Als er ihn an der Strippe hatte, sagte er: »Cary, hier ist Phil. Kannst du zu mir kommen? Ich muß mit dir reden… Ja, sofort… Natürlich ist es wichtig… Ach, vergiß das Fest vorläufig. Wir haben im Moment andere Sorgen.«

Der Bürgermeister legte auf. Er sagte, Cary Cassidy würde in wenigen Augenblicken hier sein.

»Sind Sie in der Lage, eine kleine Suchmannschaft zusammenzustellen, Mr. MacKenzie?« fragte ich. »Sie sollte aus Männern bestehen, auf die man sich verlassen kann, die zwar Mut haben, aber nicht zuviel riskieren. Disziplinierte Leute sollten es sein. Denn wenn ein wilder Haufen Jagd auf die Geisterpiraten macht, gibt es eine Katastrophe, wie es sie in Cullkirk noch nie gegeben hat.«

»An wieviele Männer denken Sie?« wollte der Bürgermeister wissen.

»Zehn, fünfzehn.«

MacKenzie nickte. »Ich werde sehen, was sich machen läßt. – Und der Schatz?«

»Den können Sie heben lassen. Jimmy kann den Leuten, die Sie für die Bergung bestimmen, die Stelle zeigen, wo das Gold liegt.«

Der Bürgermeister kratzte sich hinter dem Ohr. »Wenn bloß nicht so viele Reporter in Cullkirk wären. Sie werden alles, was sie erfahren, furchtbar aufbauschen und in die Welt hinausposaunen. Das gefällt mir nicht. Cullkirk im Zusammenhang mit nacktem Horror, das ist nicht gerade schön.«

»Ihr Dorf wird dadurch über die Landesgrenzen hinaus bekannt werden.«

»Auf eine solche Popularität verzichten wir gern. – Meinen Sie nicht, daß wir auch Schutzmaßnahmen treffen sollten, Mr. Ballard? Könnte es nicht passieren, daß die Geisterpiraten im Hafen von Cullkirk einlaufen, um sich ihr Gold wiederzuholen?«

»Die Möglichkeit besteht natürlich.«

»Wie kann man sich davor schützen?«

»Nimu Brass und seine Mannschaft können nur Spezialisten aufhalten«, sagte ich.

»Sie denken an sich und Ihre Freunde.«

»Richtig. Jemand anders hat gegen die Geisterpiraten keine Chance. Deshalb rate ich: Sollten meine Freunde und ich nicht zur Stelle sein, wenn die Geisterpiraten auftauchen, darf sich niemand in den Weg stellen.«

»Dann bringen sie das Gold aber wieder in ihren Besitz.«

»Da kann man eben nichts machen. Wenn sie jemand an ihrem Vorhaben zu hindern versucht, der noch nie gegen solche Aggressoren gekämpft hat, kann es passieren, daß Nimu Brass den Befehl gibt, Cullkirk dem Erdboden gleichzumachen.«

»Da sollen sie lieber den Schatz wieder mitnehmen.«

»Der Meinung bin ich auch«, sagte ich.

Cary Cassidy traf ein. Während ich dem großen, breitschultrigen Mann so schonend wie möglich beibrachte, daß die Geisterpiraten seinen Jungen in ihrer Gewalt hatten, telefonierte der Bürgermeister mit einigen zuverlässigen Männern.

Cassidy mußte sich setzen. Er blickte mich bestürzt an. Seine Lider flatterten nervös.

»Mein Junge«, flüsterte er immer wieder. »Mein Junge…«

»Wir werden ihn suchen«, versprach ich dem gebrochenen Vater.

»Das Geisterschiff ist doch weggefahren.«

»Ich glaube, es läßt sich wiederfinden. Wir bilden eine Bootskette und suchen das Meer systematisch ab. Und wenn wir fündig werden, boxen meine Freunde und ich Ihren Sohn aus der Klemme.«

Cary Cassidys Blick hing flehend an meinen Lippen. »Bitte sagen Sie mir die Wahrheit, Mr. Ballard. Sind Sie wirklich davon überzeugt, daß Roy noch eine Chance hat?«

»Ja«, sagte ich spontan. Und ich dachte: Aber nur dann, wenn wir das Geisterschiff noch in dieser Stunde ausmachen.

Der Bürgermeister übernahm die Organisation der Einsätze.

Jene Männer, die er telefonisch zusammengetrommelt hatte, fanden sich vor seinem Haus ein.

Wir verließen MacKenzies Arbeitszimmer. Mein Blick streifte Ellie MacKenzies Gesicht. Es war blaß bis in die Lippen geworden.

Jimmy schien ihr endlich die ganze Wahrheit gesagt zu haben. Sie zitterte.

Der Bürgermeister teilte die wartenden Männer in zwei Gruppen ein. Gruppe I unterstellte er meinem Kommando. Diese Leute sollten sich mit mir auf die Suche nach den Geisterpiraten begeben.

Gruppe II sollte sich um den Schatz der toten Seelen kümmern.

Cary Cassidy gehörte zu Gruppe I. Er stand neben mir. Seine Hände

waren zu Fäusten verkrampft. Er preßte die Lippen fest aufeinander. Ich konnte mir vorstellen, wie ihm zumute war. Er bangte um seinen Jungen, den Nimu Brass ganz bestimmt nicht freiwillig freilassen würde.

Es ließ sich nicht vermeiden, daß die Reporter von der Sache Wind bekamen.

Ich habe an und für sich nichts gegen Reporter. Sie tun wie jedermann ihre Pflicht. Ihr Job ist es, zu informieren, und wir alle sind auf Informationen angewiesen. Schließlich sollte jeder wissen, was um ihn herum vorgeht.

Gegen sachliche, seriöse Information ist nichts einzuwenden.

Was mich stört, ist die Sensationsmache mancher Reporter, und die gefühlsrohe, rücksichtslose Art, wie sie zu ihren Stories gelangen, denen sie zumeist noch ein paar Lügen anhängen, damit die Geschichte mehr hergibt.

Einer von der ganz miesen Sorte steuerte Cary Cassidy an. Ein geschniegelter Typ, aalglatt, Zahnstocher im Mundwinkel. Je übler das Schicksal einem Menschen mitspielte, desto lieber schien es ihm zu sein.

»Mein Name ist Jack Margolin«, sagte er und nannte den Namen des Blattes, für das er schrieb. Ich kannte es nicht. »Sie haben mein ganzes Mitgefühl, Mr. Cassidy. Wären Sie bereit, mir ein paar Fragen zu beantworten?«

»Lassen Sie mich in Ruhe«, sagte Cary Cassidy gequält.

Margolin lächelte ölig. »Aber mein lieber Mr. Cassidy. Wer wird denn so abweisend zur Presse sein?«

»Ich will jetzt keine Frage beantworten.«

»Das kann ich natürlich verstehen, aber…«

»Bitte belästigen Sie mich nicht weiter!«

»Die Öffentlichkeit hat ein Recht darauf, zu erfahren…«

»Verdammt noch mal, hier geht es um das Leben meines Jungen. Ich sehe nicht ein, warum mein Schmerz in der Öffentlichkeit breitgetreten werden sollte!«

»Sie könnten eine Menge Geld verdienen, wenn Sie mir das Recht für eine Exklusivstory einräumen würden.«

Cary Cassidy starrte Jack Margolin voll Wut und Verachtung an.

»Sie wagen es, in diesem Augenblick von Geld zu reden?« Er konnte sich nicht mehr beherrschen.

Mit einem Kinnhaken streckte er den Reporter nieder, und ich hätte am liebsten applaudiert und laut »Bravo!« gerufen.

***

Roy Cassidys Herz trommelte wie verrückt gegen die Rippen. Er hatte noch nie so große Angst gehabt. Die Geisterpiraten banden ihn mit

dicken Tauen an den Mast.

Alles war so unglaublich, daß Roy es kaum fassen konnte.

Zuerst dieser schwarze Strudel, der den Meeresboden tief auf gewühlt und das Geisterschiff und den Schatz freigelegt hatte.

Dann der Angriff der unheimlichen Seeräuber. Und nun befand er sich als ihr Gefangener auf ihrem Schiff, das mit zerfetzten und dennoch geblähten Segeln unter Wasser fuhr.

Roy war verzweifelt. Er sah jetzt ein, daß es ein Fehler gewesen war, das Schicksal so sehr herauszufordern. Aber wie hätte er denn ahnen sollen, was für schreckliche Ereignisse auf seine Freunde und ihn zukommen würden?

Was hatten die Geisterpiraten mit ihm im Sinn? Wie lange sollte er ihr Gefangener bleiben? Was würde danach kommen?

Ihm fiel auf, daß sich das Geisterschiff, dieses verwüstete Wrack, mehr und mehr vom Meeresgrund entfernte. Würde es bald auftauchen? Dann war Roy wenigstens die Sorge genommen, daß die Preßluft nicht mehr lange reichte.

Er schaute nach oben und sah, wie das mit Seetang behängte Segel die Meeresoberfläche durchstieß.

Das Schiff schwamm allen irdischen Gesetzen zum Trotz. Die Hölle sorgte für den Auftrieb und auch dafür, daß Kapitän Nimu Brass und seine Männer existierten.

Du armer Wurm hast dich mit der Hölle angelegt! dachte Roy Cassidy erschüttert. Das rächt sich nun auf grausame Weise.

Höher, immer höher stieg das Geisterschiff. Wasserbäche schossen über das Deck, das sich aus dem Meer hob. Sie umspülten nur noch kurz Roys Beine. Dann fuhr das Seeräuberschiff nicht mehr unter, sondern auf dem Wasser.

Roy spuckte das Mundstück des Atemgeräts aus. Der Wind trocknete die Wrackplanken. Krabben krochen über das Deck und ließen sich ins Meer fallen.

Das Piratenschiff war im wahrsten Sinne des Wortes aus der Versenkung hochgekommen.

Roy dachte an seine Freunde. Er versuchte sich vorzustellen, was jetzt in Cullkirk unternommen wurde. Bestimmt hatten Charlie le Mat und Jimmy MacKenzie zu Hause Alarm geschlagen.

Der Zufall wollte es, daß zwei Dämonenjäger in das kleine Fischerdorf gekommen waren. Charlie und Jimmy würden sich bestimmt an Tony Ballard und Mr. Silver um Hilfe wenden.

Was würden die beiden tun?

Roy klammerte sich an die Hoffnung, daß Tony Ballard und Mr. Silver das Geisterschiff verfolgen würden. Er streckte seinen Hals und suchte mit bangem Blick das Meer ab. Er wünschte sich so sehr, ein Boot zu sehen. Doch weit und breit war nichts – nur Wasser.

Das schnarrende Lachen eines Mannes erschreckte ihn. Er wandte den Kopf und blickte in das abstoßende Gesicht des Piratenkapitäns.

»Hoffst du auf Rettung?« fragte Nimu Brass höhnisch. Seine Stimme war rauh und seltsam grollend. »Da muß ich dich leider enttäuschen. Uns hat noch nie jemand einen Gefangenen abgejagt.«

»Was habt ihr mit mir vor?« preßte Roy Cassidy heiser hervor.

»Wir werden dich bestrafen.«

»Wofür?« fragte Roy.

»Das fragst du noch?« knurrte Nimu Brass. »Du hast dich an unserem Gold vergriffen!«

»Ich konnte doch nicht wissen, daß es immer noch euch gehört.«

Nimu Brass winkte herrisch ab. »Interessiert mich nicht. Ich lasse keine Ausrede gelten. Du wolltest unser Gold stehlen, und darauf steht der Tod! Wir werden dich aufhängen!«

***

Atax war mit dem, was er inszeniert hatte, zufrieden. Auf den weiteren Ablauf der Ereignisse brauchte er nicht mehr Einfluß zu nehmen.

Er konnte den Dingen getrost ihren Lauf lassen. Nimu Brass und seine Piraten würden in Cullkirk für Angst und Schrecken sorgen.

Die Seeräuber würden das Grauen schon bald an Land tragen und das Ballard-Team frontal angreifen.

Atax lachte in sich hinein. Cullkirk würde sich in einen Hexenkessel verwandeln, und wenn alles so verlief, wie er sich das vorstellte, würde dies Tony Ballards letzter Kampf sein.

Und auch Mr. Silver – derzeit so schwach wie ein Mensch – würde zugrunde gehen. Der Zeitpunkt war günstig gewählt. Der Ex-Dämon besaß zwar das Höllenschwert, aber das machte ihn nicht unverwundbar. Irgendeinem Piraten würde es gelingen, diesen abtrünnigen Dämonen, den Verräter an der schwarzen Macht, zu vernichten.

Frank Esslin, Lance Selby waren zwar kampferfahrene Männer, doch gegen eine Piratenübermacht würden sie nichts ausrichten.

Vicky Bonney war sowieso das schwächste Glied in der Kette.

Blieb nur noch Oda, die weiße Hexe, die sich von den Strapazen der Flucht inzwischen erholt hatte.

Vor ihr mußten sich die Geisterpiraten in acht nehmen, denn sie konnte sich ihrer übernatürlichen Fähigkeiten nun wieder bedienen. Doch mit Geschick und Tücke würde Nimu Brass auch mit ihr fertigwerden.

Dann war das Ballard-Team aufgerieben. Eine größere Freude als dies hätte sich Atax, die Seele des Teufels, nicht bereiten können.

Die graue Wolke, die über dem Meer hing, zerfaserte allmählich und

löste sich auf. Damit beendete Atax seine Präsenz in diesem Gebiet.

Er ließ aber eine unsichtbare Verbindung bestehen, damit er sich ständig über den Lauf der Dinge informieren konnte.

Er freute sich auf Ballards Ende. Das würde sein größter Triumph sein…

***

Nimu Brass trat näher an den Gefangenen heran. Er riß Roy Cassidy die Taucherbrille herunter. Der Junge bebte vor Angst.

»Bitte!« preßte er verzweifelt hervor. »Bitte, laß mir mein Leben!«

Der bärtige Kapitän lachte grausam. »Weiß du, wie viele Menschen mich schon angefleht haben, ich solle ihr Leben verschonen? Hunderte. Und keiner kam davon.« Nimu Brass sagte das voller Stolz.

Roy stiegen Tränen in die Augen. »Du gottverdammter Teufel!«

schrie er.

»Ja!« lachte der Geisterkapitän. »Auch getobt haben sie. Doch genützt hat es ihnen nichts. Vielen von ihnen habe ich eigenhändig den Strick um den Hals gelegt, und es war mir ein großes Vergnügen, das Faß unter ihren Füßen wegzutreten.«

Nimu Brass rief einen Piraten zu sich. Er befahl ihm, Faß und Strick für die Hinrichtung vorzubereiten. Roy Cassidy glaubte vor Angst den Verstand zu verlieren. Alles in ihm lehnte sich gegen das bevorstehende Ende auf.

Er wollte nicht sterben. Aber wie sollte er verhindern, daß ihn Nimu Brass aufknüpfte?

»Wir dachten, der Schatz gehört niemandem mehr!« stieß Roy aufgeregt hervor. »Ihr könnt mich doch nicht dafür bestrafen, daß ich mit meinen Freunden nach dem Gold tauchte.«

»Und ob wir das können, du wirst es gleich sehen!« blaffte Nimu Brass. »Niemand darf sieh ungestraft an unserem Eigentum vergreifen.«

»Es liegt doch noch alles auf dem Meeresgrund.«

»Ja, weil wir dich daran gehindert haben, das Gold fortzubringen.«

Der Strick baumelte bereits vom Mast herunter. Der Pirat, der von Nimu Brass den Befehl erhalten hatte, alles für die Hinrichtung vorzubereiten, rollte soeben ein Faß heran.

Roy Cassidy schauderte. Eiskalt lief es ihm über den Rücken.

Seine Situation war aussichtslos. Selbst konnte er sich nicht retten, und auf fremde Hilfe brauchte er nicht mehr zu hoffen. Sie würde auf jeden Fall zu spät kommen.

Der Junge fühlte sich elend.

»Fertig!« meldete der Pirat, als das Faß unter der Schlinge stand.

Nimu Brass wies auf den Jungen. »Bindet ihn los!«

Zwei Piraten eilten herbei. Kalte Finger berührten Roy. Das Tau löste

sich und gab ihn frei. Nimu Brass zückte seinen Dolch. Für einen Moment dachte Roy, der Kapitän würde ihn nun doch nicht aufhängen, sondern erstechen.

Nimu Brass schob den Dolch unter den Gurt, der die Preßluftflaschen auf Roy Cassidys Rücken hielt. Er schnitt ihn durch und sagte: »So, und nun stellt ihn auf das Faß!«

Hoch loderte in Roy die Panik auf. Er war entschlossen, bis zum letzten Atemzug um sein Leben zu kämpfen. Es war ihm unmöglich, sich widerstandslos in sein Schicksal zu fügen.

Er ließ sich fallen, packte das Bein eines Piraten und wuchtete sich mit der Schulter dagegen. Der Seeräuber verlor das Gleichgewicht. Er fiel um, und Roy Cassidy federte durch diese Lücke aus dem Kreis. Mehrere Hände versuchten ihn gleichzeitig zu packen und zurückzureißen, doch er hatte Glück. Kein Griff war fest genug, um ihn zu halten.

Er hetzte über das Deck.

»Laßt ihn nicht entkommen!« schrie Nimu Brass. »Holt ihn zurück! Er muß hängen!«

Auf dem Deck wimmelte es nur so von Piraten. Roy schlug einen Haken nach dem andern. Er rempelte Gegner um, schlug sie mit seinen Fäusten nieder, wich ihnen aus.

Es hatte den Anschein, als würde ihm die Flucht gelingen. Er wollte von Bord springen und schwimmend das Weite suchen; das war natürlich nicht ungefährlich, denn kein Mensch kann unbegrenzt lange schwimmen.

Vielleicht würde er entkräftet untergehen und ertrinken, aber das war ihm lieber, als von Nimu Brass aufgehängt zu werden.

Von oben stürzte sich ein Seeräuber auf ihn. Der Kerl riß Roy nieder. Atemlos rollte Roy Cassidy herum. Er zog die Beine an und schleuderte den bleichen Gesellen von sich, dann sprang er auf und setzte die Flucht fort.

Zwei Piraten versperrten ihm den Weg. Roy wich einem aus und hämmerte dem andern seine Faust gegen das Kinn. Während der Kerl zusammensackte, hetzte Roy an ihm vorbei.

Er erreichte die Reling. Du schaffst es! schrie es ihn ihm. Mein Gott, du schaffst es!

Kraftvoll stieß er sich ab. Er wollte in hohem Bogen ins Meer springen. Da hechtete ein Geisterpirat nach seinen Beinen, umklammerte sie und riß Roy Cassidy zurück.

Der Junge schrie verzweifelt auf. Hart schlug er auf die Planken.

Er wollte sich sofort wieder freikämpfen, doch diesmal schaffte er es nicht mehr.

Finger wie Stahlklammern schlossen sich um seine Arme. Er wurde hochgezerrt und auf die Beine gestellt. Drei Piraten hielten den schwer

keuchenden Jungen fest.
Nimu Brass grinste zufrieden. Er stand unter der Schlinge, die vom Mast baumelte, und befahl mit schneidender Stimme:
»Bringt ihn her!«
Roy stemmte sich trotzig dagegen. »Ich will nicht!« brüllte er. »Ich will nicht sterben!«
»Auf das Faß mit ihm!« kommandierte der Geisterkapitän.
»Bitte!« schrie Roy verzweifelt, »tut es nicht! Bitte…!«
Sie stellten ihn unbarmherzig auf das Faß, und Nimu Brass legte ihm die Schlinge um den Hals. Er zog den Knoten nach unten und richtete ihn so, daß er seitlich abstand.
Und dann setzte der Geisterkapitän seinen Fuß an das Faß…

***

Auf ihrem Weg entdeckten sie immer wieder Monolithen.
Manche waren schon von weitem gut zu sehen. Andere waren verborgen und oft nur zufällig zu erkennen.
Cruv erzählte aus seinem Leben. Für Roxane grenzte es an ein Wunder, daß der Gnom immer noch lebte. Es war unglaublich, was dem Kleinen schon alles widerfahren war.
Unzählige Fußangeln und Fallstricke waren ihm oftmals um ein Haar zum Verhängnis geworden. Daß es ihm bisher geglückt war, alle Gefahren zu meistern, konnte er selbst kaum verstehen….
»Heute wäre es mit mir zu Ende gegangen, wenn du mich nicht gerettet hättest«, sagte Cruv abschließend.
Die Hexe aus dem Jenseits lächelte gütig. »Ich bin von nun an dein Schutzengel, wenn du möchtest.«
»Oh, das würde mir schon gefallen…«
»Aber?«
»Nun ja, du wirst nicht ewig auf Coor bleiben.«
»Das ist richtig Ich werde zur Erde zurückkehren.«
»Damit bin ich dann wieder meinem Schicksal überlassen.«
»Ich könnte dich mitnehmen«, sagte Roxane.
»Auf die Erde?« Cruv riß die Augen auf.
»Könntest du dir vorstellen, auf der Erde zu leben?«
Der Gnom strahlte. »Ich kann überall besser leben als hier. Aber ich komme von Coor nicht weg.«
»Nicht ohne Hilfe«, schränkte Roxane ein. »Wenn ich dich dabei unterstütze, schaffst du es.«
Cruvs Augen glänzten. »Wäre das schön. Ein Leben ohne Gefahren. Ich brauchte endlich keine Angst mehr zu haben… Ich würde dir auf der Erde bestimmt nicht zur Last fallen, Roxane.«
»Das weiß ich. Ist es also abgemacht? Kommst du mit mir, wenn ich Coor verlasse?«

Der Gnom lachte. »Ich wüßte nicht, was ich lieber täte.«

Roxane streckte ihm die Hand entgegen. Er schlug begeistert ein. Doch seine Freude ebbte rasch wieder ab. Es lag noch soviel Zeit zwischen jetzt und dem Tag, an dem Roxane Coor verlassen würde. So vieles würde bis dahin noch passieren. Tödliche Gefahren würden erst zu meistern sein, und Cruv wagte nicht, mit Roxane und deren Freund Mr. Silver den Weg zum Tunnel der Kraft zu beschreiten.

Das bedeutete, daß er allein zurückbleiben mußte.

Wieder würde er allein und schutzlos allen Gefahren ausgesetzt sein. Er würde Bange auf die Rückkehr der beiden warten. Doch es war mehr als fraglich, ob sie wiederkommen würden.

Es war nicht leicht, den vielschichtigen Gefahren, die auf dem Weg zum Tunnel der Kraft lauerten, zu trotzen. Es war durchaus möglich, daß Roxane und Mr. Silver den Tunnel nie erreichten. Es bestand aber auch die Möglichkeit, daß er, Cruv, nicht mehr lebte, wenn die beiden es schafften, zurückzukommen.

Bestand also kein Grund, sich jetzt schon auf etwas zu freuen, das möglicherweise nie passieren würde?

»Was bedrückt dich, Cruv?« fragte Roxane.

Er sagte er ihr.

»Ich würde an deiner Stelle nicht allein zurückbleiben«, meinte die Hexe aus dem Jenseits.

Der Gnom schaute sie entgeistert an. »Kein Gnom hat je seinen Fuß auf diesen Weg gesetzt.«

»Dann bist du eben der erste Gnom, der daß tut«, sagte Roxane.

Cruv schüttelte heftig den Kopf. »Dazu fehlt mir der Mut.«

»Auch dann, wenn Mr. Silver und ich dir versprechen, gut auf dich aufzupassen?«

»Du weißt nicht, was auf diesem Weg auf euch wartet. Ihr werdet genug damit zu tun haben, euch um euch selbst zu kümmern.«

»Wenn du allein auf unsere Rückkehr wartest, birgt das doch auch eine Menge Gefahren für dich in sich, oder?«

»Das stimmt, aber nirgendwo konzentriert sich die Gefahr so sehr wie auf diesem Weg.«

»Stell dir doch mal vor, du würdest es schaffen dich mit uns zum Tunnel der Kraft durchzukämpfen. Könnten in dem Tunnel nicht auch Kräfte für dich abfallen?«

»Das weiß ich nicht. Darüber hat sich bestimmt noch kein Gnom den Kopf zerbrochen.«

»Würdest du nicht gern stärker sein?«

»Was für eine Frage. Natürlich wäre ich gern kräftiger.«

»Wer nichts wagt, kann nichts gewinnen«, sagte Roxane.

Cruv seufzte schwer. »Ich weiß nicht, ob ich mein Schicksal so frech herausfordern darf, Roxane.«

»Überlege es dir in aller Ruhe. Du mußt dich jetzt ja noch nicht entscheiden.«

»Bist du noch nicht müde?« fragte der Gnom schnaufend.

»Möchtest du rasten?«

»Ich hab' so kurze Beine…«

»Entschuldige, ich hätte darauf Rücksicht nehmen müssen.«

Roxane wies auf eine Buschgruppe. »Schaffst du's noch bis dorthin?«

Cruv nickte und ging weiter.

Zwischen den Büschen lagen kantige Felsblöcke und dahinter ein kleiner Teich. Das Wasser sah wie poliertes blaues Glas aus.

Verlockend. Roxane hatte Lust, darin zu baden.

»Was hältst du von einem erfrischenden Bad?« fragte sie den Gnom.

»Nichts.«

»Warum nicht?«

»Ich kann nicht schwimmen. Außerdem sind viele Teiche und Seen auf Coor verdammt tückisch. Ich rate auch dir, das Wasser zu meiden.«

»Es sieht nicht gefährlich aus«, sagte Roxane.

»Sah die Höhle gefährlich aus, die sich im Handumdrehen in einen Höllenschlund verwandelte? Merk dir eines, Roxane. Je harmloser etwas auf Coor wirkt, desto vorsichtiger mußt du sein.«

Roxane streifte eine Sandale ab und wollte den Fuß ins kühle Naß tauchen.

»Tu das nicht!« vernahm sie plötzlich eine harte Stimme. Das war nicht Cruv gewesen. Ihr Fuß zuckte zurück. Sie schlüpfte wieder in die Sandale und wandte sich um.

Zwischen zwei Felsen stand ein alter, magerer Mann. Sein Gesicht war zerfurcht, der Kopf kahl. Ein weißes Tuch war um seine schmalen Lenden geschlungen, und ein Schultertuch war vor der knöchernen Brust zu einem Knoten gebunden. In seiner Rechten hielt er einen Wanderstab.

Cruvs Mißtrauen flackerte sofort wieder auf. Der Alte schien ihnen zwar nichts Böses zu wollen, aber sicher konnten sie jetzt noch nicht sein. Sie mußten den Fremden erst kennenlernen.

Wer auf Coor einem Unbekannten auf Anhieb vertraute, konnte damit rechnen, daß er nicht alt wurde. Auf dieser Welt dampfte die Feindseligkeit aus allen Poren.

Der Alte kam auf sie zu. Cruvs Finger schlossen sich fester um den Dreizack. Vielleicht war es schon bald erforderlich, wieder zu kämpfen.

»Das Wasser ist heimtückisch«, sagte der Alte mit erstaunlich kräftiger Stimme. Sie paßte nicht zu seiner dürren Gestalt mit den dünnen Armen und Beinen.

Er bewies seine Behauptung, indem er seinen Wanderstab in den

Teich hielt. Die Wirkung des Wassers war schlimmer als die von Schwefelsäure. Es brodelte und dampfte und fraß das Holz in Sekundenschnelle ab.

Roxane schluckte aufgeregt. Wenn der Fremde sie nicht gewarnt hätte, hätte sie ihren Fuß verloren.

»Danke für die Warnung«, sagte sie heiser. »Wer bist du?«

»Ich heiße Soltaff.«

»Ein einsamer Wanderer?«

»Ein ausgestoßener Magier«, sagte Soltaff bitter. »Lange Zeit habe ich meinen Freunden mit meiner Magie gedient. Als sie schwächer wurde und der Zauber nicht mehr die Kraft von einst hatte, jagten sie mich fort und holten sich einen anderen Magier. Seither ziehe ich allein durch das Land. Noch reicht meine Magie aus, um mich zu beschützen, doch der Tag ist nicht mehr fern, wo sie mich verläßt. Dieser Tag wird dann der letzte in meinem Leben sein.«

»Wie kommt es, daß deine Zauberkraft schwächer wurde, Soltaff?« fragte Roxane.

Der alte Magier zuckte die Schultern. »Vielleicht habe ich für meine Freunde zuviel getan. Bestimmt habe ich auch gegen die ungeschriebenen Gesetze der Magie verstoßen. Dafür muß ich nun bezahlen. – Wer seid ihr? Woher kommt ihr?«

Roxane nannte ihren Namen und verriet dem Alten, weshalb sie nach Coor gekommen war. Als sie von Cruv sprach, rümpfte der Magier die Nase. Er schien nicht verstehen zu können, daß sie sich mit einem Gnom abgab, wo Gnome auf Coor doch das Allerletzte waren.

»Ich habe Cruv das Leben gerettet«, sagte Roxane.

Soltaff schaute sie verblüfft an. »Einem Gnom?«

»Warum nicht? Für mich ist er ein Lebewesen wie du und ich.«

»Zwischen ihm und mir ist doch wohl ein großer Unterschied«, sagte Soltaff beleidigt.

»Meiner Ansicht nach hat er dasselbe Recht, zu leben, wie wir. Deshalb werde ich ihn mitnehmen, wenn ich Coor verlasse.«

Der Kahlhäuptige schüttelte verständnislos den Kopf.

»Niemandem auf Coor würde es in den Sinn kommen, sich mit einem Gnom zu belasten.«

»Das ist mir bekannt, und ich finde diese Einstellung verwerflich und falsch«, sagte Roxane. Ob das dem Magier paßte oder nicht, sie mußte ihm ihren Standpunkt klarmachen. Er hatte es ja auch getan.

Soltaff winkte gleichgültig ab. »Der Gnom ist dein Problem. Hoffentlich gerätst du durch ihn nicht in Schwierigkeiten. Diese kleinen Kerle ziehen das Unheil ja geradezu an.«

»Wir werden gemeinsam allen Gefahren trotzen«, behauptete Roxane.

Sie verließen das Ufer des tückischen Teichs und setzten sich auf die Felsen. Cruv sprach kein Wort. Er empfand eine tiefe Abneigung gegen

den Alten, der ihn nicht mochte. Eigentlich war Soltaffs Einstellung nicht ungewöhnlich. Alle, die auf Coor lebten, dachten wie er.

An einem Gnom putzte man sich bestenfalls die Füße ab. Ihm das Leben zu retten, war verrückt.

Der alte Magier nickte bedächtig und blickte in die Ferne. »Zum Tunnel der Kraft seid ihr also unterwegs.«

»Ja«, erwiderte Roxane. »Kennst du den Weg dorthin auch?«

»Natürlich.«

»Warst du schon mal da?«

»Im Tunnel? Nein.«

»Könntest du dir da nicht die verlorene Zauberkraft zurückholen?« fragte Roxane.

Soltaff schüttelte sein kahles Haupt. »Ich bin den Strapazen nicht mehr gewachsen.« Er wies auf den Gnom. »Hat er etwa auch die Absicht, dich zum Tunnel zu begleiten?«

»Ich habe es ihm vorgeschlagen, mitzukommen.«

»Das überlebt er nicht«, sagte Soltaff überzeugt.

»Dabei habe ich auch noch ein Wörtchen mitzureden!« sagte Roxane energisch. »Ich bin imstande, ihn zu beschützen. Zweifelst du daran?«

»Soll ich ehrlich sein?«

»Selbstverständlich.«

»Ja, ich zweifle daran, Roxane. Denn auf dem Weg zum Tunnel der Kraft zeigt sich Coor von seiner feindseligsten Seite. Du mußt froh sein, die eigene Haut retten zu können. Ich glaube nicht, daß du dich auch noch um Cruv kümmern kannst.«

»Wir werden ja sehen.«

»Du bist sehr mutig. Du wirst auch sehr viel Mut brauchen.«

Ein Windstoß fuhr durch die Büsche und hob das Schultertuch des Magiers kurz an. Soltaff spürte es und drehte sich schnell um.

Cruv hatte den Eindruck, der Magier würde unter dem weißen Tuch etwas verbergen. Ganz kurz glaubte er eine bläuliche Tätowierung gesehen zu haben. Aber er war nicht sicher, und einen zweiten Blick konnte der Gnom nicht mehr erhaschen.

Cruv fragte sich, warum Soltaff die Tätowierung versteckte.

Roxane war nichts aufgefallen. Sie stellte dem alten Magier viele Fragen und bot ihm an, sie und Cruv ein Stück Weges zu begleiten.

Dem Gnom war das nicht recht. Die beiderseitige Antipathie konnte das Klima vergiften. Soltaff würde immer wieder abfällige Bemerkungen über den Gnom fallenlassen, und dieser würde sich darüber ärgern. Zu kontern getraute er sich nicht, denn Soltaffs Zauberkraft reichte bestimmt noch aus, um ihm etwas anzutun.

Cruv machte deshalb kein glückliches Gesicht, als Roxanes Angebot kam. Er hoffte, daß Soltaff ablehnen würde. Schließlich war es für ihn ja eine Zumutung, einen Gnom zum Begleiter zu haben.

Zu Cruvs großer Enttäuschung nahm der alte Magier das Angebot der Hexe an.

Ein seltsameres Trio hat es auf Coor noch nicht gegeben, dachte Roxane amüsiert.

Sie nahm sich vor, Soltaff im Auge zu behalten, damit er Cruv nicht verhexte. Im Augenblick waren sich die beiden zwar nicht grün, aber im Moment der Gefahr würden sie zusammenhalten müssen. Das hoffte Roxane jedenfalls.

Während der Rast sprach Soltaff über sein einstiges Wirken. Er behauptete, immer nur Gutes getan zu haben.

»Nicht so wie die grausamen 5 vom schwarzen Kelch«, sagte er, und seine Miene verfinsterte sich.

»Die grausamen 5 vom schwarzen Kelch?« fragte Roxane neugierig. »Wer ist das?«

»Böse, gemeine Magier, die ihre Kräfte nur dazu verwenden, um Not, Leid und Tod zu schaffen. Sie herrschen auf Coor. Doch sie begeben sich auch in andere Dimensionen. Überall können sie auftauchen. Ihr Anführer nennt sich Höllenfaust. Er ist das personifizierte Übel. Der Teufel selbst kann nicht schrecklicher sein als er.«

»Wo wohnen sie?« wollte Roxane wissen.

»Das verrate ich dir lieber nicht«, sagte Soltaff.

»Warum denn nicht?«

»Du könntest dich von deiner Neugier verleiten lassen, dir die grausamen 5 vom schwarzen Kelch aus der Nähe anzusehen. Höllenfaust würde dir mit Vergnügen das Leben nehmen. Töten ist seine größte Leidenschaft.«

»Gibt es denn niemand, der ihm und seinen Komplizen das Handwerk zu legen imstande ist?«

Soltaff lachte »Meine Güte, wie naiv du bist. Kannst du das Universum aus den Angeln heben?«

»Nein«, antwortete Roxane.

»Ebensowenig schafft es jemand, die grausamen 5 vom schwarzen Kelch zu vernichten.«

»Zwischen Höllenfaust und dem Universum ist doch wohl ein kleiner Unterschied« widersprach Roxane.

»Möge dir das Glück beschieden sein, den grausamen 5 vom schwarzen Kelch niemals zu begegnen, Roxane«, sagte Soltaff, und damit beschloß er das Thema, das ihm nun selbst schon unangenehm geworden war.

Roxane schlug vor, weiterzugehen. Soltaff hatte nichts dagegen.

Cruv rutschte schweigend vom Felsen und marschierte los. Er wollte vor Soltaff nicht als Schwächling dastehen.

Seine Abneigung gegen den alten Magier vergrößerte sich.

Soltaffs verschlagener Blick gefiel ihm nicht. Vielleicht spielte der

Zauberer Roxane die freundliche Gesinnung nur vor. Vielleicht stand auch Soltaff auf der Seite des Bösen und wartete nur auf einen günstigen Moment, um über sie herzufallen.

Auf Coor mußte man mit allem rechnen.

Alles, was friedlich und freundlich wirkte, konnte gefährlich sein.

Und Soltaff gab sich besonders friedlich und freundlich. Jedenfalls Roxane gegenüber. Das gab Cruv zu denken. Er hielt seinen Dreizack fest in der Hand und stand die ganze Zeit unter Hochspannung, damit der alte Magier ihn nicht überraschen konnte. Wenigstens ihn nicht.

Es interessierte ihn brennend, was Soltaff unter seinem Schultertuch so sorgfältig verbarg, und er nahm sich vor, bei der erstbesten Gelegenheit einen Blick darunterzuwerfen. Er mußte dieses Geheimnis lüften.

Sie gingen, bis es zu dämmern begann, aßen Wurzeln und Früchte, die Soltaff zwischendurch einsammelte und die Cruv mit größtem Argwohn prüfte, damit der Magier keine Gelegenheit hatte, sie zu vergiften.

Mehr und mehr wurde es für Cruv zur Tatsache, daß ihnen Soltaff feindlich gesinnt war. Was führte der Magier im Schilde?

Aus welchem Grund hatte er sich ihnen angeschlossen?

Roxane schien ihm weitgehend zu vertrauen. Das beunruhigte Cruv. Hatte Soltaff die Hexe mit einem Zauber belegt, ohne daß es ihr auffiel? Hatte der Magier sie auf diese Weise auf seine Seite geholt? Würde sie sich nun nicht mehr schützend vor ihren kleinen Kameraden stellen, wenn ihm Gefahr drohte?

Soltaff schlug vor, die Nacht in einer kleinen Mulde zu verbringen. Roxane war damit einverstanden. Cruv war dagegen, ohne zu wissen, weshalb. Er war eben einfach gegen alles, was von Soltaff kam.

Zum Abendessen gab es dunkle, fleischige Beeren, die köstlich schmeckten und sehr saftig waren. Roxane kannte sie nicht. Cruv hatte sie gepflückt und ihr versichert, daß sie sehr bekömmlich wären.

Der Magier aß nicht viel davon, und die Beeren, die er hinunterwürgte, schienen ihm nicht zu schmecken.

Soltaff dehnte seine müden Glieder, legte sich auf den Boden und schlief bald ein. Cruv rückte von ihm ab, und er winkte Roxane zu sich.

»Du kannst ihn nicht ausstehen, wie?« sagte Roxane leise.

»Du hast recht, ich mag ihn nicht.«

»Er ist ein netter alter Mann.«

»Du täuscht dich in ihm.«

»Das glaube ich nicht.«

»Er ist gefährlich. Er führt etwas gegen uns im Schilde, Roxane. Er ist nicht unser Freund, sondern unser Feind.«

»Wie kommst du denn auf die Idee?« fragte die Hexe aus dem

Jenseits.
»Wie haben dir die Beeren geschmeckt?«
»Vorzüglich.«
»Ihm überhaupt nicht«, sagte Cruv.
»Na und? Er hat eben einen anderen Geschmack als wir. Deshalb ist er noch lange nicht unser Feind.«
Der Gnom schüttelte den Kopf. »Ich hatte Glück, daß er die Beeren nicht kennt. Man nennt sie die Beeren der Freundschaft. Eine schwache Zauberkraft befindet sich in ihnen. Wärst du mir nicht wohlgesinnt, hätten die Beeren für dich gallbitter geschmeckt. Für Soltaff waren sie gallbitter. Das ist der Beweis. Er hat etwas gegen uns vor. Er möchte uns nur in Sicherheit wiegen. Erst wenn wir ihm blind vertrauen, schlägt er zu.«
Roxane wandte den Kopf und schaute auf den Schlafenden.
»Das kann ich mir nicht vorstellen«, flüsterte sie.
»Er begleitet uns nicht, damit wir den Weg zum Tunnel der Kraft nicht verfehlen, Roxane. Ich vermute, er möchte eher dafür sorgen, daß wir unser Ziel nicht erreichen.«
»Du spinnst dir etwas zusammen, Cruv.«
»Meinst du? Ich lebe lange genug auf Coor, um die Tücken dieser Welt und ihrer Bewohner zu kennen. Ist dir bekannt, daß es auf dieser Prä-Welt auch Mord-Magier gibt. Sie ziehen umher und töten jeden, der ihnen begegnet. Dabei gehen sie oft so listig vor, daß ihr Opfer bis zuletzt nicht merkt, was passieren soll.«
Roxane schaute wieder auf den schlafenden Zauberer. Soltaff, dieser magere Mann mit den Spinnenarmen und Spinnenbeinen – ein Mord-Magier?
Nein, Cruv mußte sich irren.
»Hast du dich schon gefragt, was er unter seinem Schultertuch verbirgt?« fuhr der Gnom leise fort.
»Nichts. Was sollte er darunter schon verbergen? In seinem Alter hat man eben schon empfindliche Schultern.«
»Das Alter spielt bei einem Magier eine untergeordnete Rolle. Soltaff kennt bestimmt einen Zauber, der ihn beschwerdefrei hält. Ich glaube, er trägt eine Tätowierung auf dem Rücken, die niemand sehen soll. Jedenfalls achtete er peinlich darauf, daß wir sie nicht zu Gesicht kriegten.«
»Na schön, vielleicht ist er wirklich tätowiert. Was geht das uns an? Vielleicht ist die Tätowierung nicht schön, und er schämt sich für sie.«
»Roxane, du mußt noch viel lernen.«
»Ich bin dazu gern bereit«, erwiderte die Hexe aus dem Jenseits.
Der alte Magier drehte sich auf die Seite. Er atmete hörbar aus, streckte sich und rollte auf den Bauch.
Cruv stand sofort auf seinen kurzen Beinen.

»Was hast du vor?« fragte ihn Roxane.
»Die Gelegenheit ist günstig. Ich werfe einen Blick unter sein Schultertuch.«
»Das läßt du bleiben.«
»Wir müssen wissen, mit wem wir es zu tun haben, Roxane. Die Beeren der Freundschaft haben ihn verraten.«
»Wenn er aufwacht, wird er mit Recht zornig sein!«
»Das stört mich nicht. Hauptsache ich kann mich rechtzeitig auf ihn einstellen«, preßte Cruv zwischen den Zähnen hervor und schlich an Roxane vorbei.
Sie war mit dem, was er vorhatte, nicht einverstanden, hinderte ihn aber auch nicht daran. Damit machte sie sich an Cruvs Tun mitschuldig, und sie überlegte sich, welche Ausrede sie gebrauchen sollte, wenn Soltaff bemerkte, was der Gnom tat.
Vielleicht würde er darauf mit einem Wutanfall reagieren. Der Zorn eines Magiers ist nicht ungefährlich, deshalb wuchs Roxanes Spannung, und sie war höllisch auf der Hut.
Vorsichtig pirschte sich der Knirps an den alten Magier heran.
Langsam streckte er die Hand nach dem Schultertuch aus. Er hielt dabei den Atem an, und seine häßlichen Züge waren straff gespannt.
Seine Fingerspitzen berührten das Tuch. Mit Daumen und Zeigefinger ergriff er es. Gleich würden sie Soltaffs Geheimnis kennen. Cruvs Ansicht nach konnte Soltaff nicht harmlos sein, sonst hätte er nicht so negativ auf die Beeren der Freundschaft reagiert.
Er mußte ein Mord-Magier sein!
Ein harmlos aussehender Mann, mager, gebrechlich wirkend.
Niemand konnte sich von dieser Gestalt bedroht fühlen. Aber darin konnte gerade Soltaffs Trick liegen.
Niemand fürchtete sich vor ihm, niemand sah sich vor ihm vor.
Und er hatte leichtes Spiel…
Aufgeregt hob Cruv das Schultertuch hoch. Er hoffte, daß Soltaff davon nicht geweckt wurde. Schlief der hinterlistige, scheinheilige Magier überhaupt so fest, wie es den Anschein hatte? Täuschte er ihnen das etwa auch vor?
Millimeter um Millimeter hob der Gnom das Tuch höher. Jetzt hielt auch Roxane den Atem an. Es kam tatsächlich eine blau schimmernde Tätowierung zum Vorschein.
Ein grauenerregendes Kunstwerk!
Der Kopf einer schrecklichen Bestie war auf Soltaffs Rücken abgebildet. Als Cruv das Ungetüm sah, übersprang sein Herz einen Schlag. Die Fratze bewegte sich. Die Augen des Scheusals strahlten ein kaltes Licht ab.
Die grauenerregende Tätowierung erwachte zum Leben. Das Ungeheuer stieß ein Gebrüll aus, das Cruv durch Mark und Bein ging.

Es löste sich von Soltaffs Rücken, sprang auf vier Beine und hatte auf einmal einen geschmeidigen Raubtierkörper.

So also tötete der Mord-Magier seine Opfer. Wenn sie nichts Böses ahnten, nahm er sein Schultertuch ab und ließ sie die tödliche Tätowierung sehen, und das Ungeheuer, das sich dann von ihm löste besorgte den grausamen Rest.

Cruv stieß einen gellenden Schrei aus und rannte zu Roxane. Er versteckte sich hinter ihr, und die Bestie des Mord-Magiers duckte sich zum Sprung…

Furchtbares war geschehen.

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 17 »Das Höllenschwert«
[2]Siehe Tony Ballard Nr. 10 »Die weiße Hexe«
[3]Siehe Tony Ballard Nr. 16 »Der Satanswolf«
[4]Siehe Tony Ballard Nr. 10 »Die weiße Hexe«